



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07437286 7











Jókai

Digitized by Google



Blumen des Ostens.



2054

# Blumen des Mens.



Neue Erzählungen und Schilderungen

1

von

Moriz Jokai.



Einzig ermächtigte Uebersetzung

von

Ludwig Wechsler.



Berlin.

Verlag von Adolf Reinecke.

1886.

SB

TO NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
ASTOR, LENOX  
TILDEN FOUND  
R 1926 L

## Inhalt.

---

	Seite
Die Feredsche . . . . .	1
Emina . . . . .	39
Ritter Fulko . . . . .	51
Die Familie Vardh . . . . .	95
Zwei Gattinen . . . . .	179
Der eßbare Edelstein . . . . .	233

---

20x24



# Die Feredſche.

---



Die Feredsche ist ein weibliches Bekleidungsstück, welches die türkischen Frauen auf der Gasse tragen. Es ist das eine weite und lange Hülle, die die weibliche Gestalt vom Kopfe bis zu den Fehenspißen verdeckt; die Aermel hängen über die Finger hinweg und machen die Handschuhe überflüssig. Die Feredsche darf weder aus Seide, noch aus einem sonstigen durchsichtigen oder schmiegsamen Stoff verfertigt werden; sie muß aus steifer Leinwand sein, die vom Körper absteht und nichts von den weiblichen Formen verrät. Ihr sie ergänzender Bestandteil ist der das Gesicht verhüllende Schleier, welcher bloß zwei Oeffnungen für die Augen hat. Die beiden Augen bleiben also doch frei. Und damit ist die wohlmeinende Absicht bei dieser Tracht vereitelt. Dieses frei gelassene Augenpaar vermag in den Herzen mehr Schaden anzurichten, als wenn die allerhöchste kaiserliche Verfügung die ganze Gestalt unverhüllt gelassen und bloß das Tragen von grünen Brillen bei den Frauen angeordnet hätte.

Dem die Mode der Feredſche war nicht durch die Modenblätter, nicht durch die Bußſchneider, auch nicht durch die ſiebente und einzige Großmacht: durch den weiblichen Geſchmack zur Alleinherrſcherin gemacht worden, ſondern durch die mit der eigenhändigen, un-nachahmlichen Namensunterſchrift des Sultans Mahmud, dem T h a g u, verſehenen Verfügung.

Es iſt das ein wandelndes Gefängnis, welches die Frauen mit ſich zu ſchleppen gezwungen ſind.

\* \* \*

Eines Morgens fanden die Serailwächter in der Gartenthür des am Bosporus gelegenen Palaſtes des Paſcha Raghib den Leichnam eines ſchönen Jünglings. Zwei Dolchſtiche waren an ſeiner linken Seite zu ſehen; der eine war weder tief, noch tödtlich, wie wenn ihn eine ſchwache, ungeſchickte Hand geführt hätte, der zweite aber hatte das Herz ſenkrecht durchbohrt und ihn ſofort getödet. Außerdem ſah man auf der linken Halsſeite die Narbe eines tiefen Biſſes: die bis zu den Schlagadern dringenden Spuren zweier vollſtändiger Zahnreihen. Die beiden Zahnreihen wiefen keinerlei Lücke auf.

In dem Gürtel des ermordeten Jünglings fanden ſich ſeine Handgeſchoſſe, mit koſtbaren ſilberausgelegten Elfenbeinkolben vor; ſein Dolch mit dem Perlmutter-

griff stat in der türkischbesetzten Scheide; in seinem Turban fand man eine seidene Börse mit fünfundzwanzig Goldzechinen und an seinen Fingern die kostbarsten Ringe. — Es war keine Räuberhand, die den Mord vollbracht.

Die Leiche war Anuman Aja, der Sohn des großen Feldherrn Raghiv Pascha, der Augapfel der türkischen Damenwelt.

\* \* \*

Drei Tage lang wurden auf den Marktplätzen Stambul, an den Ufern des Bosporus, vor den Brunnen, auf dem Bazar, in den Fremdenvierteln die Trommeln gerührt, die Hörner geblasen und dem Volke kund und zu wissen gethan, daß wer den Mörder Anuman Ajas entdeckte, oder der Behörde überlieferte, vom Feldherrn Raghiv zehn Beutel Geld und Schutz gegen jegliche Gefahr erhalten sollte.

Ein Beutel Geld galt damals tausend Piafter und der türkische Piafter zählte dazumal das Sechzehnfache vom heutigen Wert. Das war ein hoher Preis für ein Wort!

Wichtiger aber war der zweite Theil des Versprechens: der Schutz gegen jegliche Gefahr!

Ein einziger Mensch konnte Anuman Aja nicht getötet haben, denn er war ein muskelliger, kampfgelübter

Mann, der im Ringen jeden Gegner besiegte. Daß es zwei gewesen, die ihn getödet, bewies der Biß an seinem Halse.

Und wenn zwei Menschen das Geheimnis wußten, so lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es der eine von ihnen schon verraten würde.

Von diesen zwei Menschen mußte ein jeder denken, sobald sie sich gegenseitig ansahen: „wenn der Kopf des Zweiten die Augen schließt, so würde mir dies zehntausend Piafter eintragen!“

Die Frage war nun die, wer die Augen eher schließen, wer von dem starren Anblicken eher müde werden würde. Derjenige, der wach bliebe, konnte den Eingeschlafenen verraten. Das würde ihm ja zehntausend Piafter einbringen und den eigenen Kopf retten. —

Nur auf eines rechneten sie nicht, die dem Mörder nachspürten.

Darauf, daß es Verhältnisse gibt, unter denen zwei Menschen doch nicht zwei Menschen sind.

Wenn der eine Gatte, der andere Gattin ist. Dann sind sie nicht zwei Menschen, sondern „ein Paar“.

Trommeln rissen, Hörner barstern, die Ausrufer schriegen sich heiser; — doch um das Blutgeld für den stattlichen Anuman Aja meldete sich niemand.

\* \* \*

Das Viertel der „sieben Türme“ ist die auserwählte Wohnstätte der in Konstantinopel ansässigen Armenier. Von den berücksichtigten sieben Türmen stehen zurzeit zwar nur noch vier aufrecht; drei fielen einem furchtbaren Erdbeben zum Opfer. Die himmelblau gefärbten kupfernen Kugeln dieser vier schlanken Türme leuchten aber weithin in die Abenddämmerung.

In der Nähe erhebt sich mit sehr bescheidenem Umfange die armenische Kirche, ein turmloses, innen und außen bunt gefärbtes Bauwerk; daneben, gleichsam hingeklebt, steht das Haus des weißen Geistlichen, das einzige aus massigen Steinen aufgeführte Gebäude unter der Menge der aus buntem Holz bestehenden Häuser.

Ein tiefer Thorbogen befindet sich vor dem Eingange des Hauses, der einer niedrigen Säulenhalle oder einer Zelle ähnlich, in deren Hintergrund die vergitterte Eisenthür sichtbar ist, während die beiden Seiten des Einganges mit sinnbildlichen Gemälden geschmückt sind.

Links sieht man das Fegefeuer. Unter einem mächtigen kupfernen Kessel fachen Teufel mit roten Zungen das Feuer an und in demselben brennen inmitten des gemeinsamen Feuers die jämmerlichen Gestalten verurteilter Missethäter: Geizhalse, Mörder, Trunkenbolde mit den Sinnbildern ihrer Sünden in den Händen, sowie schöne Frauen mit aufgelöstem Haar, deren ganzes Vergehen

in ihrer Schönheit bestand. Oben aus der Höhe aber blickt zwischen den von dem Hölle Feuer emporwallenden Wolken das vom Heiligenschein umstrahlte Haupt des heiligen Basilus auf die sich qualvoll Windenden hernieder.

An der rechten Seite des Thorbogens erblickt man indessen den ergänzenden Gegensatz des Bildes. Hier sitzt die Schar der ins Himmelreich gelangten Seligen um einen reichbesetzten Tisch, an welchem der heilige Basilus selbst den Vorsitz führt und wo den eingeladenen Gerechten geflügelte Engel auf silbernen Schüsseln süßes Backwerk darbieten. Die Wonne des ganzen himmlischen Gastmahles wird noch durch das Spiel des großen Harfners, des heiligen David, gewürzt.

Unter den armenischen Kirchenspaltarn (denn es gab auch römische; doch bildeten diese die Minderzahl und wurden von ersteren verfolgt) war der Glaube verbreitet, daß bloß diejenigen in das furchtbare Fegefeuer gelangen, die es bei Lebzeiten versäumt, ihre Sünden zu beichten und für dieselben die kirchliche Freisprechung zu empfangen; die, welche sich aber noch auf Erden mit der ewig waltenden Gerechtigkeit ausgesöhnt, gelangen schnurstracks und ohne jedes Hindernis in den Himmel, der, wie dies die Bilder im Thorbogen des Mararios bewiesen, in nichts dem Himmel Mahomed's nachstand

Und eine derartige Auffassung machte nicht bloß die Gläubigen selig, sondern diente zugleich zum Wohle des Hirten der Herde, denn die armenische Kirche besaß keinerlei weltliche Güter; Kirchenvermögen, Zehnten, Stolgebühren waren ihr unbekannt. Das ganze Einkommen hing von dem Glaubenseifer der Gläubigen ab. Selbst der höchste Bischof, das auf dem Berge Ararat wohnende Kirchenhaupt, bezog als einzige Einnahme jene vierzig Pfund Getreide, welche die Gläubigen für das alle sieben Jahre im Kloster Esmiazin ausgeteilte geweihte Del bezahlten, nebst den sogenannten „Weihgebühren“ der Geistlichen. Diese Weihgebühren wurden von der übrigen Christenheit „Pfründenhandel“ genannt; sie unterhielten den einzigen Delkrug der Heiligen vom Ararat. Wenn ein Weihstuhl frei wurde, erteilte der Bischof von Esmiazin der „schwarzen Geistlichkeit“ die Befugnis, denselben neu zu besetzen. Die schwarze Geistlichkeit sandte einen erwählten „Priester“ aus. Dieser beauftragte den ihm untergeordneten Abt, welcher seinerseits wieder den Neubekehrten zu belehren begann, indem er ihn vierzig Tage lang in einer Kirche eingeschlossen hielt, während welcher Zeit der Neuling in einem einfachen weißen Baumwollentalar gekleidet, nichts anderes genießen durfte, als in Wasser gekochtes Grünzeug. Inzwischen wurde der Neuling vom Abte in die Geheim-

dienste seiner amtlichen Obliegenheiten eingeweiht. Diese Geheimdienste konnten den Laien nicht bekannt werden, eines aber erfuhren diese dennoch, daß die zu weißen Priestern geweihten Geistlichen nämlich, wenn ihre Hand nach Ablauf der vierzig Tage mit dem heiligen Oele gesalbt und mit feiner Baumwolle beklebt wurde, gleichzeitig zur Erlegung einer gewissen Summe an die schwarzen Geistlichen verpflichtet waren, von welcher ein Teil dem Bischofe zufiel. Diese Summe wurde je nach dem Weihbezirk, größer oder kleiner bemessen.

Der Weihbezirk der sieben Thürme zählte jederzeit zu den reichsten, denn dort wohnten die begütertesten Bürger des armenischen Volkes; für einen weißen Geistlichen aber, der seine Glaubenssendung aufzufassen verstand, bildete dieser eine unerschöpfliche Einnahmequelle und war auch dementsprechend belastet.

Und Makarios entsprach vollkommen seiner Aufgabe. Er war die gerechte Seele, die den Gebrauch eingeführt, daß die Räume eines jeden Hauses alljährlich zweimal geweiht werden mußten, damit Segen auf denselben ruhe, die während der Feierlichkeit der Trauung zweiunddreißig Arten von Almospenspendung angeordnet und die bei jedem Leichenbegängnis von den Leidtragenden die für das Jenseits bestimmten Botschaften entgegennahm, selbstverständlich unter Erlag der entsprechenden Schuldgebühren.

Der zu seiner Behausung führende Eingang ermahnte denn auch jedermann, seiner Seele bedacht zu sein. Die Darstellung der Hölle legte den Kommenden und Gehenden eindringlich klar, was desjenigen harre, der die Last seiner Sünden auf die Schulter nahm, während die Versinnbildlichung des Himmelreiches Zeugnis für die Glückseligkeit jener ablegte, die nicht damit geizt, ihren Säckel für den himmlischen Trost zu öffnen. Die Größe des Vergehens, sowie die Zahlungsfähigkeit des Sünders waren selbstverständlich maßgebend für die Bemessung der Ablasssumme. Bei armen Leuten war auch ein großes Vergehen klein, bei reichen Leuten auch ein kleines Vergehen groß und dementsprechend ward die Summe abgefordert und entrichtet.

\* \* \*

Von den himmelblauen Kuppeln der vier Thürme war auch der Hauch der letzten Sonnenstrahlen bereits verschwunden. Das Geräusch der Straßen begann sich zu legen; das Peitschengeknall der Kameltreiber, das laute Getreisch der Wasserverkäufer begann allmählich den die Gassen allnächtlich überflutenden Hundescharen zu weichen und der aufgewirbelte Sand sich gleich einem Nebel, als Vorbote der nächtlichen Dunkelheit niederzusetzen, als dem andächtig hinter seiner Gitterthür lauern den Malarios eine weibliche Gestalt auffiel, die seit

einer kurzen Weile bereits zum dritten Male an seiner Thür vorüberging und in der Hand zwei an den Füßen zusammengebundene Föhne hielt.

Die Person kam zur Beichte. Die Gläubigen zahlten mit Geflügel. Eine schwere Sünde mochte sie bedrücken, denn sie wählte die Dunkelheit zur Beichte und ging bereits zum dritten Male am Hause vorüber, ohne sich entschließen zu können, einzutreten. Sie blickte herein, betrachtete die Darstellung der Hölle und zog sich zusammenschauernd wieder zurück, wie wenn es für sie noch etwas Entsetzensvolleres gäbe, als die Hölle in ihrer furchtbaren Hoheit.

Die Gestalt stützte sich auf einen Stock und hinkte, sie war also lahm; das eine Auge war mit einem Pflaster verklebt; sie war also halb blind; das Gesicht war von roten Blatternarben zerissen: sie war also häßlich; ihre Kleider waren zerrissen: sie war also arm.

Zum vierten Mal kam sie nun zu dem geheimnisvollen Thorbogen zurück und da begann der eine Hahn in ihrer Hand, mit dem Kopfe nach abwärts gekehrt, zu krähen. Dies entschied. Der Warner des Jüngers Petrus erhob seine Stimme. Die Frau bezwang sich, trat ein und klopfte an die Gitterthür. Sie wurde eingelassen.

\* \* \*

Makarios saß bereits im Weichstuhl und die Frau kniete vor ihm.

„Welche Sünde bedrückt dich?“

„Ich habe gemordet.“

„Absichtlich oder von ungefähr?“

„Absichtlich.“

„War es ein Mann oder eine Frau?“

„Es war ein starker Mann.“

„Mordetest du ihn aus Rache, oder um ihn zu berauben?“

„Aus Notwehr. Er griff mich an und ich verteidigte mich.“

„Kanntest du ihn?“

„Es war mein Verfolger.“

„War es ein Christ oder ein Jude?“

„Nein, ein Türke.“

„Und du meinst, ich könnte dir für eine so große Sünde Reinsprechung erteilen für — zwei Hähne?“

„Ich bin arm. Mein Gatte ist Lastträger im Bazar, ich selbst biete an der Ecke des Medres Suppen feil. Doch brachte ich noch einiges erspartes Geld mit mir. Nimm diese Börse.“

Makarios leerte den Inhalt der Börse auf seinem weißen Talare aus und fand, daß die Piaster sehr rot waren.

„Du, das ist lauter falsches Geld.“

„Ich verfertigte es ja nicht; ich bekam es so von den Schiffern, die bei mir kaufen.“

„Du bietest also Suppen feil, nicht wahr? an der Ecke des Medres?“

„Ich sagte so.“

„Nun und ich sage dir, daß der Athem desjenigen, der Suppen feil bietet, nach Knoblauch riecht und daß dein Athem den Duft von Rosenhonig ausströmt. Die Weiber der Lastträger essen weder Dultschas, noch Rahat-Rakum, und nur vornehme Frauen riechen darnach. Du wolltest mich betrügen, doch hättest du dich nur selbst betrogen. Denn wenn ich dir jetzt Reinsprechung erteile, so setzt sich statt deiner eine ebenso zerfetzte, pockennarbige, halbblinde, hinkende alte Frau an den Tisch des heiligen Basilus im Himmelreich, während du selbst, so wie du in Wirklichkeit bist, im Satanskessel brennen würdest. Wenn du also Vergebung für deine Sünden empfangen willst, so gehe zum Brunnen hinaus, wasche die Narben von deinem Gesichte und kehre dann hierher zurück.“

Die Frau that, wie ihr der weiße Geistliche geheißen; sie ging hinaus als ein altes, häßliches, lahmes Weib und kehrte zurück als eine stolze, leuchtend schöne Fee, wie dieselben nur jemals in liebeglühenden Gedichten verherrlicht wurden.

„So meine Tochter!“ sprach Matarios, die zurückkehrende erkennend. „Du bist die schöne Zabella, die Gattin des reichen Asruj, der auch den Namen der uralten Familie Zariabri tragen könnte, wenn er nicht fürchten würde, die Türken zu sehr zu beleidigen.“

Die junge Dame kniete wieder vor dem Beichtstuhle nieder.

„Du hast also einen Mann getödet? Einen Türken? wer war es?“

„Es war Alnuman Aja, der Sohn des Großveziers Raghib Pascha.“

„Du bist also nicht die Frau des Lastträgers, sondern die des reichen Kaufmanns und verkaufft nicht Suppen und geräucherte Fische an der Ecke des Mebres, sondern Schmucksachen und ausgelegte Waffen im Bazar. Nun beichte alles der Wahrheit gemäß. Wie wurdest du die Mörderin Alnuman Aja's?“

Die Knieende versank in Nachdenken.

„Soll ich dir helfen, dich an deine Sünden zu erinnern? Du locktest den im Bazar umherlungern den Jüngling mit dem feurigen Leuchten deiner schwarzen Augen zu dir; vergaßest deine roten Lippen zuzumachen, wenn du mit ihm sprachst, damit er deine weißen Zähne sehe; vergaßest deine Hand aus der seinigen zu ziehen, wenn er über Schmucksachen mit dir handelte, bißest ihn

dann mit den weißen Zähnen und tötetest ihn aus Eifersucht. Leugne nichts vor mir, denn was du leugnest, verschönst oder verschweigst, bringt dich unrettbar in die Hölle.“

„Ich werde alles gestehen und Gott sei mein Zeuge, daß ich die Wahrheit spreche. Ich habe Anuman Aja nicht verführt. Zuerst sandte er mir das Naáme durch eine alte Frau.“

„Aha, das Naáme! womit die türkischen Jünglinge die Männer schöner Frauen irrezuführen pflegen. In der gestickten Börse befinden sich getrocknete Blumen und die Frauen verstehen schon die Sprache der Blumen.“

„Ich sandte ihm das Naáme unerbroschen zurück. Dann kam er selbst zu mir, indem er den Augenblick erhaschte, da mein Gatte den Bazar verlassen und ich allein war und begann dann mir Liebesgedichte und Blumenlieder herzusagen.“

„Und du lauschtest dem gerne.“

„Ich schlug ein Kreuz und sagte: hebe dich hinweg Satan! Und nun versuchte er mich durch Geschenke zu gewinnen. Er brachte mir kostbare Perlkreihen, Muschelbänder und Edelsteine.“

„Und du nahmst alles an und verheimlichtest es vor deinem Gatten.“

„Ich warf ihm seine Geschenke zu Füßen und trachtete darnach, ihm häßlich zu erscheinen.“

„Daran thatest du Unrecht. Du hättest die Geschenke annehmen und sie mir, deinem Weichtiger bringen sollen. Hierdurch wäre das Geschenk der Sünde zu einer Gabe eifriger Andacht geworden.“

„Da begann er zu drohen. Er sagte mir, wenn ich sein heißes Flehen nicht erhöere, so werde er meinen Gatten töten. Und Zariadri ist doch solch ein sanfter Mensch, der noch niemals ein Thier getödet, noch niemals einem Kinde etwas zuleide gethan, ja nicht einmal einen Dieb verfolgt.“

„Er ist mit anderen Worten feige.“

„Er ist nicht feige, sondern bloß gutherzig. Bei dieser Drohung sagte ich Alnuman Aja, daß ich mich zu seinem Vater, dem Großvezier begeben und ihm sagen werde, daß sein Sohn meinen Gatten töten wolle.“

„Na, da wärest du schön angekommen.“

„Raghiv Pascha liebt meinen Gatten.“

„Auch ich liebe den Hahn und darum kommt er an den Spieß.“

„Alnuman Aja ließ auch nach mit seinen Drohungen, ward aber nur noch gewalthätiger gegen mich. Er sagte, daß er mich in meinem Hause auffuchen werde, wenn mein Gatte nicht daheim wäre. Ich erwiederte ihm, daß dies unausführbar sei, denn wenn mich mein Gatte allein zuhause ließe, so nähme er den Haus Schlüssel mit sich

und inzwischen könne niemand zu mir gelangen. Ich wäre aber nicht eine jener Frauen, die Strickleitern zum Fenster hinunterlassen, um Besuche zu empfangen.“

„Schwage doch nicht so viel über deine Tugenden, sondern komme schon einmal auch auf deine Laster zu sprechen.“

„Anuman Aja stieß nunmehr die größte und furchtbarste Drohung gegen mich aus, womit nur eine Frau erschreckt werden kann. Er sagte, daß er meinen Gatten unter dem Vorwande guter Genossenschaft zu Shejtan Emişnezi locken und ihm dann, während er mich bei Wein und in den Armen des leichtsinnigen Weibes vergäße, den Schlüssel zu unserem Hause entwenden und mich überfallen würde.“

„Aha! zu Shejtan Emişnezi, zur „Tochter des Teufels“, zur Delila der Türken! Ein schöner Name, würdig einer schönen Frau!“

„Doch mein Gatte ist nicht der Mann, der seine Augen zu einem fremden Weibe erhebt. Zariadri Tasruj hält sogar den Atem solange an, bis Shejtan Emişnezi auf der Straße an ihm vorübergegangen, damit er ja keinen Hauch des verpesteten Duftes einathme, den ihre Kleider ausströmen.“

„Jetzt zählst du mir wieder die Tugenden deines Gatten her! Setze ich denn zu diesem Zweck in dieser

Bank da? Sprich mir schon endlich von deinem Vergehen!“

„Und ich bin ebenso schön wie Shejtan Emişnezi!“

„Das hättest du bei einem anderen Anlaß beichten sollen.“

„Ich komme noch zuende. Vor vier Tagen stand ich des Abends allein an meinem in den Garten führenden Fenster und beobachtete die Schmetterlinge, die die Blüten der Granatbäume umschwirrten. Ich hatte keinerlei sündigen Gedanken, für welchen mich Gott hätte strafen müssen.“

„Das kannst du nicht wissen. Eine Frau sündigt bereits, wenn sie nur die Schmetterlinge beobachtet.“

„Wenn dem so ist, so büßte ich dafür. Plötzlich schlang sich ein starker Arm um meinen Leib und als ich voll Schrecken nach rückwärts blickte, begegneten meine Augen jenen Annuman Njas. Die beiden Augen versengten mich wie Feuer. „Was hast du mit meinem Gatten gethan?“ fragte ich ihn. „Ich führte ihn, wie ich dir voraussagte, zu Shejtan Emişnezi; so gelangte ich zu dem Schlüssel deines Hauses.“ — Bei diesen Worten bemächtigte sich eine ohnmachtähnliche Mattigkeit meines ganzen Körpers; ich war nahe daran, zusammenzustürzen. Ich vermag den Schmerz nicht zu nennen, der mich beherrschte, aber jede Faser an mir

fühlte ihn und ich glaubte nicht, daß der Tod bitterer sein kann. Daß mich mein Gatte vergessen konnte — für eine Shejtan Emişnezi — und nicht dies allein, daß er mich vergaß, sondern daß er mich vertauschte, einem ehrlosen Schurken in die Arme warf, und mich schlimmer als im Bazar versteigerte! Ich hatte eine Empfindung, wie wenn ich tot gewesen wäre. Ich war eine ohnmächtige, willenlose Masse, wie der Türke das Weib zu nennen pflegt: nakissalott aáké, ein seelenloses Ding. Kraftlos brach ich zusammen und fühlte bereits den heißen Athem des siegesfrohen Schurken auf meinem Gesichte.“

„Aha! nur weiter, weiter!“

„Da erklangen plötzlich Schritte auf dem Flur, die Thüre öffnete sich rasch und vor mir stand Bariadri, mein Gatte, ebenso stolz und stattlich, wie er als Freier vor mich hintrat, um mich um meine Hand zu bitten. Dieser Augenblick machte mich plötzlich zu einem überirdischen Wesen. Ich vergaß, daß ich ein Weib, daß ich schwach war: die verletzte Bütigkeit, die Treue der Gattin, die Anwesenheit des Gatten, die Rachsucht der Scham — all dies erfüllte meine Nerven plötzlich mit Löwenstärke. Anuman hatte in seinem Gürtel einen Dolch stecken, diesen riß ich mit der Rechten heraus und stieß ihm denselben in die Seite und da der Stoß nicht

tödtlich war, stemmte ich jetzt den Griff des Dolches gegen meine Brust und mit dem linken Arm den Nacken des Mannes umschlingend, stieß ich ihm das Eisen ins Herz und da er sehr kräftig war und meiner Umarmung sich entwinden wollte, faßte ich, damit er nicht entkommen könne, mit meinen Zähnen seinen Hals und hielt ihn dort an mich gepreßt, bis er ausgerungen hatte. — Dies ist die Geschichte von Anuman Ajas Tode.“

„Hast du nichts verschwiegen?“ fragte Matarios die Beichtende.

„Was hätte ich noch sagen sollen?“

„Sag dir nicht dein Gatte bei deiner Mordthat?“

„Mit keinem Finger. Ich vollbrachte dieselbe ganz allein. Als wir das Geschehene und Vollbrachte nicht mehr ändern konnten, hüllten wir die Leiche in Tücher und führten sie des Nachts auf einem Maultiere bis zu dem Palaste Raghiv Paschas, wo wir sie vor der Gartenthüre niederlegten, Niemand gewahrte uns. Ich aber habe seitdem weder beitag, noch beinacht Ruhe. Fortwährend schaue ich das verzerrte Gesicht vor mir, zu dessen zum Todeschrei geöffneten Lippen ich die Seele des Gemordeten entflattern sehe; er tritt fahl und bleich vor mich hin und fordert ächzend sein vergossenes Blut zurück von mir. Niemand außer meinem Gatten, kennt mein Geheimnis, doch was nützt dies mir, wenn

ich es weiß und Gott mit mir? Seit vier Tagen verfolgt mich bereits dieses Gespenst. Wer vermag mich von demselben zu befreien, wenn nicht du allein mein Vater? Nur du kannst meiner Seele wieder Ruhe geben.“

„Ich befreie dich ja davon, an mir soll es gewiß nicht liegen. Doch glaube ja nicht meine Tochter Zabella, daß du für ein so ungeheures Verbrechen (was denkst du denn! die grausame Ermordung des Sohnes des Großveziers!) durch ein wenig Beten, Fasten und Pilgern, dann durch ein paar Hähne und eine Börse schlechten Geldes, wovon mit der Aufschrift auch das Silber verschwunden, büßen kannst!“

„Ich bin zur größten Buße bereit.“

„Das sollst du auch. — Vor allem darfst du während neun Tagen nichts weiter essen, als Brod und nichts weiter trinken, als die Wassertropfen, die des Morgens als Thau auf den Aloeblättern zu finden sind. Dann mußt du täglich dreimal in die Kirche kommen und siebenmal den Altar auf den Knien umkreisen, endlich mußt du noch heute fünf Beutel aber mit guten, echten Piastern hierherschicken, die als Almosen für das Heil deiner Seele verwendet werden.“

Zabella ging nachhause und noch an demselben Abend erhielt Makarios die fünf Beutel mit guten vollwertigen türkischen Piastern gefüllt.

Am nächsten Tage erschien Zabella wieder vor Makarios, um die vorgeschriebene Buße vorzunehmen. Als dieselbe beendet war, sagte der weiße Geistliche zu ihr:

„Meine liebe Tochter, dein Vergehen ist viel größer, als daß die dir zugemessene Buße dasselbe vernichten könnte; die Last dieser Sünde kann bloß durch neuerliche fünf Beutel Piaster aufgewogen werden.“

Und so ging das fort neun Tage hintereinander. Der Säckel des Geistlichen hatte sich noch nicht gefüllt. Zabella hatte bereits ihre letzten Schmucksachen Makarios hingegeben, wie es sich gebührte. Eine solche Verbrecherin durfte weder Armbänder noch Ohrringe tragen. Sie mußte in Lumpen gehüllt gehen. Der reiche Zariadri Tasruj war binnen neun Tagen zum Bettler geworden.

Und der Säckel des Makarios war noch immer nicht gefüllt.

Am neunten Tage sprach Zabella zu Makarios:

„Ich besitze gar nichts mehr, was du mir nehmen könntest, — gar nichts mehr, was einen Heller wert wäre. Ertheile mir die Reinsprechung.“

Da legte Makarios seine Hand auf das Haupt der vor ihm knieenden Frau und sagte:

„Du besitzest noch etwas, was zehntausend Piaster wert ist, — diesen deinen schönen Kopf. Gehe nur nachhause.“

Behntausend Pflaster waren ja eben auf den Kopf des Mörders von Anuman Aja ausgelegt.

\* \* \*

Matarios sparte nicht den Weg zum Palaste des Großveziers. Er verlangte eingelassen zu werden und begann, als er vor Raghiv Pascha stand:

„Ich kann dir sagen, wer der Mörder deines Sohnes Anuman Aja's ist.“

Und damit erzählte er die ganze Geschichte dem Großvezier, wie er sie von Zabella vernommen.

Der Großvezier hörte ihn bis zuende an und sagte dann:

„Bleibe hier und erwarte deine Belohnung. Sie wird gewiß nicht ausbleiben.“

\* \* \*

Raghiv Pascha nahm unter den vierhundert Großvezieren des Osmanenreiches die vornehmste Stelle ein und war einer von jenen zweihundert der vierhundert, die nicht durch die Hand des Henkers enden konnten.

Er war daher berühmt, daß während seiner Regierung die Staatschätze des türkischen Reiches aufblühten und allgemeine Ordnung im Lande herrschte; noch berühmter aber war er durch seine wohlberechneten Grausamkeiten.

Als man ihn zum Statthalter von Aegypten er-

nannte, hielt er das Todesurteil über die abtrünnigen Begg, die Häupter der damals herrschenden Klasse, vier Jahre hindurch geheim und beratschlagte inzwischen freundschaftlich mit ihnen, bewirtete sie bei sich, speiste bei ihnen, bis er im vierten Jahre endlich alle Bier- und zwanzig an seinem gastliebenden Tische beisammen hatte und sie nach dem schwarzen Kaffee der Reihe nach köpfen ließ.

Einem solchen Manne wurde die Frau ausgeliefert, die Annuman Aja getötet hatte.

Eine Christin, die die schönste Blume der osmanischen Jugend gebrochen hatte, den Helden der Schlachten, den leiblichen Enkel des Sultans Mahmud, denn Szaliba, die Gattin Raghıb Paschas, war die Tochter des Sultans.

\* \* \*

Als Raghıb Makarios entließ, berief er sofort den Bischof der Armenier vor sich.

„Ist die Beichte heilig bei Euch?“ fragte er ihn.

„Gewiß ist sie es.“

„Welche Strafe hat der Priester zu erleiden, der das Geheimnis der Beichte verrät?“

„Der Priester, der das Geheimnis der Beichte verrät, muß den Feuertod erleiden.“

„Verzeichne das auf diesem Schreibleder.“

\* \* \*

Voll Verzweiflung eilte Zabella zu ihrem Gatten nachhause und berichtete ihm über die furchtbare Drohung, in welcher Makarios das Todesurteil über ihr Haupt ausgesprochen.

„Dieser Kopf ist also nicht mehr dein,“ sprach Variadri zu seiner Gattin. „Gieb ihn mir.“

„Thue mit ihm, wie du willst.“

„Schließe deine Augen.“

Die Frau gehorchte.

„Deffne den Mund.“

Es geschah.

Sacht griff Variadri in denselben und bevor die Frau noch aufschreien konnte, war aus der wunderschönen Bahnreihe der schönste Bahn, einer der vordersten ausgebrochen.

Ohne weiter ein Wort zu Zabella zu sprechen, eilte Tafriuz zum Großvezier.

Er suchte um Gehör nach und wurde vorgelassen.

„Was willst du mein Sohn?“ fragte ihn Raghib Pascha ruhigen gelassenen Tones.

„Ich komme, um den Mörder deines Sohnes zur Anzeige zu bringen.“

„Man kam dir bereits zuvor; ein anderer erstattete die Anzeige.“

„Es konnte niemandem außer mir bekannt sein. Denn niemand anders war damals zugegen. Ich bin der Mörder Anuman Njas.“

„Du? Bariadri Tafraj! Du sagst, du seiest der Mörder meines Sohnes! Fürchtest du denn nicht die Hölle? Wer lügt, der gelangt ja in die Hölle. Hast du dies denn nicht gelernt?“

„Was ich sagte, habe ich gesagt.“

„Und dennoch lügst du. Denn deine Frau hat meinen Sohn getötet. Die Spuren ihres Bisses blieben an seinem Halse zurück.“

„Das ist nicht möglich. Dort sind die Spuren zweier vollständiger Zahnreihen sichtbar und meiner Frau fehlt ein Vorderzahn. Meine Hand und mein Gebiß war es, die an der Hand deines Sohnes blutige Spuren zurückgelassen. Lasse mich also töten.“

„Ei, ei, Bariadri Tafraj! ziemt es sich wohl für einen Christen, seine Frau mehr zu lieben, als sein himmlisches Seelenheil? Fürchtest du dich denn nicht vor der Hölle? Möglich, daß du ein Zweifler bist. Ich bin es auch. Die Weisen behaupten, daß unter den menschlichen Gebeinen das Hüftbein dasjenige ist, welches bis zum jüngsten Tage bestehen bleibt und daß

bei der Auferstehung nach diesem Beine der übrige Körper gebildet wird. Ich habe schon sehr viele solcher Beine über und unter der Erde zerstreut gesehen, doch noch niemals wahrgenommen, daß eines derselben verbrannt gewesen wäre; — es war also noch niemand in der Hölle. Daran glaubst du also nicht. Doch giebt es noch etwas diesseits der Hölle, was schlimm ist und das ist der Tod, besser gesagt das Sterben. Dies ist nämlich nicht für alle Menschen dasselbe. Wenn es sich herausstellt, daß deine Frau die Mörderin Annuman Njas gewesen, — nun, es ergötzt sich niemand daran, Frauen zu quälen. Sie wird eines leichten Todes sterben, denn man wird sie bloß ins Wasser werfen. Nach einer kurzen Weile steigen Blasen an die Oberfläche des Wassers empor und wenn auch die Frau eine Seele hat, wie ihr das glaubt, so steigen sie noch höher gen Himmel hinauf. Wenn es ein Mann war, der meinen Sohn aber getötet, — der verfluche den Tag, an welchem er geboren, denn der wird von hier, nur um auszuruhen zur Hölle fahren. Wenn es eben einen solchen Ort im Jenseits und wenn es überhaupt ein Jenseits giebt.“

„Ich höre und weiß das alles.“

„Du hörst, doch weißt du nicht alles. So sollst du es also erfahren. Begib dich vor meinen Palast

hinunter, auf dem Platz der Sfoglane. Als Sultan Achmed den Halbmond auf die Kuppel der Aja-Sophia befestigen ließ, wurde das herabgenommene Doppelkreuz hierher überführt. Dasselbe besteht samt dem Knopfe aus reinem reich vergoldetem Kupfer, der Knopf selbst ist mit meisterhaft gearbeiteten Heiligenstandbildern geschmückt. Dort, wo unheilige Hände die Vergoldung abgetraht, überzog allmählich grüner Rost das Heiligtum. Nun geh hinunter und betrachte es jetzt. Das Doppelkreuz leuchtet in neuem Glanze, in noch größerer Pracht als je Kreuz und Knopf zusammen. Seit drei Tagen wird der Knopf des Kreuzes wie ein Schmelzofen mit Kohlen geheizt und dadurch ist bereits die ganze Erzmasse rotglühend geworden. Wenn es ein Mann gewesen, der meinen Sohn getötet, so werden ihm an beiden Händen Ketten befestigt und er an denselben auf das glühende Kreuz emporgezogen. Geh denn hinunter mein Sohn und sieh dir die Sache an. Wenn du sie dir gut angesehen, so komm wieder herauf und erinnere mich daran, was du vorhin gesagt. Bis dahin will ich es vergessen.“

Zariadri Lafruj schlenderte auf den Sfoglanplatz hinunter, wo das verbannte Kreuz der Sophia-Kirche (nicht die der heiligen Sophie, sondern die Kirche der Sophia, der göttlichen Weisheit) infolge der eigenen

Schwere immer tiefer in dem Boden versank; bloß die Hälfte des Knopfes ragte mit dem zweiten Kreuze noch über dem Rasen empor.

Der Rasen selbst war ringsum versengt. Halb-  
nachte Henkersknechte unterhielten das Feuer in dem  
Riesenkessel des Erzknopfes und rauchende Funken stoben  
in Menge umher. Die durch die Hitze verdünnte Luft  
tanzte zitternd ringsum um das heilige Sinnbild.

Schauernd sah Tafruj das wilde Werk mit an.  
Der, welchen man auf dieses glühende Kreuz emporzieht,  
erleidet alle Qualen der Verdammnis. Dort zu zucken,  
auf dem glühenden Kreuze sich zu wälzen und in der langen  
Todesstunde das Leben, die Welt, die Menschheit und  
Gott zu verfluchen und keine Linderung der Qualen in  
der Bewußtlosigkeit zu finden? Oh, das war ein furcht-  
barer Gedanke.

Lange sah er mit an, wie das geschmolzene Gold  
gleich Schweißtropfen von dem glühenden Kreuze rann;  
die Henkersknechte fragten ihn scherzend, ob er keine Lust  
habe, mit der Spitze seines Fingers das leuchtende  
Sinnbild zu berühren?

Bloß mit der Spitze seines Fingers?

Bis zum späten Abend trieb er sich in der Nähe  
des Palastes umher.

Dann kehrte er zu dem Großvezier zurück.

„Nun mein Sohn, wie findest du den Tod?“

„Er ist furchtbar.“

„Fürchtest du dich vor ihm?“

„Ich schaudre vor demselben.“

„Wer ist also der Mörder Anuman Njas?“

„Doch schaudre ich nicht so sehr vor dem Tode zurück, als in welchem Maße ich mein Weib liebe. — Ich habe deinen Sohn getötet.“

„Gut,“ sprach Raghiv und winkte seinen Soglanen. Diese brachten eine Sänfte herbei.

„Ich halte, was ich versprochen,“ sagte Raghiv. „Setze dich in diese Sänfte. Du findest bereits die zehn Beutel Piaster darin, die demjenigen zukommen, der den Mörder meines Sohnes entdeckt. Du zeigtest ihn an, das Geld ist also dein. Auch sicherte ich dem Betreffenden Schutz vor jeder Gefahr zu. Begieb dich nachhause, dir droht keine Gefahr mehr. Deine Frau aber halte fortan hinter Schloß und Riegel, damit ihre Schönheit nicht auch noch andere Jünglinge so elend ins Verderben stürze, wie es mit Anuman Njas geschehen, der mein einziger Sohn war und den ich sehr — sehr liebte.“

Zwei große Thrämentropfen rannen dem Großvezier über die Wangen in den grauen Bart.

\* \* \*

Tafruz meinte zu träumen und daß bloß ein böser Spuk sein Spiel mit ihm treibe, als man ihn in die Sänfte hob, deren Thüre der Aga der Soglanen hinter ihm verschloß. Die gefüllten Beutel lagen zu seinen Füßen. Sowie er mit dem Fuße gegen dieselben stieß, kirrte das Silber laut und vernehmlich.

Durch finstere Gänge trugen ihn die Soglane aus dem Palaste. Als sie mit ihm im Hofe ankamen erhob sich das furchtbare glühende Kreuz vor ihm, grell, abstechend gegen den nächtlichen Himmel und einen gespenstischen Schein um sich verbreitend.

In weitem Viereck umgab eine Abteilung bewaffneter Krieger dasselbe, so daß man nicht ausfindig machen konnte, was innerhalb des Viereckes geschah. Bloß die Gestalt des auf einer Steinerhöhung dem Kreuze gegenüberstehenden Swams war zu sehen.

Hier hielten die Soglane mit der Sänfte.

Die türkischen Querpfeifen stimmten eine bekannte Trauerweise an, deren Klänge das Blut in Tafruzs Adern erstarren machten. Es war dies die Weise, unter welcher die Armensünder auf den Richtplatz geführt zu werden pflegten.

Als das letzte Kreischen verklungen war, zog der Swam aus seinem Gürtel die dort verwahrte Schreibfelle und verlas dieselbe, nachdem er sie entfaltet, singenden Tones:

„Der große Bischof, der Heilige vom Ararat, der Heilsbote von Esmiazin hat also geurteilt: der Priester, der das Geheimnis der Beichte verrät, sterbe des Feuertodes. — Bestätigt durch den Großvezier Raghîb Pascha.“

Die Kesselpauken rasselten und im nächsten Augenblick stieg an zwei Ketten eine menschliche Gestalt rasch in die Höhe, die auf das glühende Kreuz emporgezogen wurde. Doch das war keine menschliche Gestalt mehr, sondern ein höllisches Gespenst. Mit den Zuckungen eines gequälten Teufels wälzte es sich auf dem leuchtenden Kreuze und stieß sich von demselben ab. So oft es aber wieder zurückprallte stieg ringsum eine schwarze Rauchwolke und ein Gebrüll empor, dessen Ton bereits höllenähnlich, furchtbarer als das eines wilden Tieres, Himmel und Erde und alles, was da lebt und athmet, verwünschte, verdamnte und verfluchte.

Gern wäre Tafriju vor dem entsetzlichen Schauspiel geflohen, doch der Tragsessel hielt ihn fest. Er mußte all die Qualen bis zuende mit ansehen, die ihm zugehört gewesen, denen er sich überliefern wollte, weil er sein Weib so sehr liebte, und die er sicherlich auch zu erdulden gehabt hätte, wenn Raghîb Pascha die Gerechtigkeit nicht ebenso sehr geliebt, wie er seine Gattin. Er mußte das Entsetzensvolle mitansehen, bis die Zammerngestalt eine letzte Zuckung machte, das Fluchgeheul

auf den Lippen zu schwarzem Rauche wurde, aus welchem plötzlich helle Flammen emporschlugen und die getötete Gestalt einhüllten.

Dies war ein Urtheilsspruch Raghîb Paschas, von dem die Geschichtsschreiber aufzeichneten, daß er ein inszâni kamil, ein vollkommener Mann, gewesen.

So geschehen im Jahre 1748.

\* \* \*

Am anderen Tage ließ Raghîb Pascha die mit dem Taghu des Sultans Mahmud versehene Verfügung ausrufen, welche den Frauen Stambuls verbot, den durchsichtigen Schleier, die gestickten Halbschuhe, sowie alle jene, die Schönheiten des Körpers verratenden Kleider zu tragen und welche allen Weibern ohne Rangesunterschied bei Todesstrafe vorschrieb, außer dem Hause die Feredsche, jenes traurige, jedwede Schönheit verdeckende Kleidungsstück anzulegen.

Wie lachten die Frauen von Stambul über diese Verordnung. Sie wären keine Frauen gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Eine Verordnung gegen die „Mode“! In diesem Reiche hatte bisher noch kein Kaiser geherrscht! Andere Machthaber, wie Cromwell Kaiser Josef, hatten zwar schon den Versuch gemacht, den Frauen die Kleidung vorzuschreiben, doch nichts zu erreichen vermocht.

An dem Tage, wo jede Straße und jeder Platz von den Worten der kaiserlichen Verfügung wiederhallte, erschienen die vornehmen Damen am Ufer des Bosporus, auf dem beliebten Lustwandelorte der vornehmen Bevölkerung Stambuls, in ihren prächtigsten Kleidern und bemühten sich mehr denn je, ihre Schönheiten zur Geltung zu bringen.

Die verführerische schöne Peri Sheitan Emişnezi zog eine ganze Schar von Begleitern nach sich. Ihr seidenes Oberkleid, der sich an den schlanken Leib schmiegende Chilat, ließ ihren Busen frei; was aber dem Auge entzogen werden sollte, verbarg der durchsichtige Seidenschleier ziemlich mangelhaft, denn er zeigte ihre Stirn ganz offen, damit das mit Demantsternen besetzte Stirnband, eine von der Lieblingsdame des französischen Königs Franz I. eingeführte Mode, sichtbar werde. Um die kaiserliche Verfügung noch mehr zu verspotten, war die seidene Schalavari vorne bis zu den Knien geteilt und zu beiden Seiten emporgeknöpft, damit die Perlenchnüre zur Geltung kamen, die ihre Waden kreuzweis umschlangen. Wohin sie blickte, streuten ihre Augen Feuer und Flammen aus.

Vor dem altgriechischen Palaste des Fanar=Chores stand ein riesenhafter Wachanführer, Belvan Aga, der mit unterschlagenen Armen die lustwandelnde Menge betrachtete.

Dieser Riese war der erklärte Günstling der schönen Verführerin. Als sie zu ihm hintrat, schlug sie ihm mit dem Fächer auf den Arm und lachte unbändig dazu.

Der Riese nahm ihr den Fächer aus der Hand und steckte ihn in den Gürtel; statt dessen aber zog er die dort verwahrte Schreiblederrolle hervor, in welcher der Kaiser das Anlegen eines derartigen Anzugs, wie ihn die schöne Circe da trug, insbesondere aber den Gebrauch der Fächer verbot.

Shejtan Emişnezi las die Verfügung des Sultans, benutzte dieselbe, da man ihr die Pfauenfedern weggenommen, nunmehr als Fächer und wandelte unter lautem Gelächter mit den übrigen schönen Weibern weiter.

Als die Huri wieder an dem Palaste des Begsib-Tasch vorüberging, stand Belvan Aga noch immer unbeweglich vor demselben.

Shejtan Emişnezi kimperte auf ihrer Laute und sang türkische Stenzen dazu.

„Gehe nachhause, schöne Frau,“ sprach das Riesenbild zu ihr; „warte nicht, bis der Muezzim den Abend ausruft.“

Shejtan Emişnezi aber wartete gerade auf den Abend.

Die Dunkelheit des Abends brachte ihren Anbetern eine neue Ueberraschung.

Als die Sonne untergegangen war und nur die Milchstraße und die funkelnden Sterne ein schwaches Licht verbreiteten, gewahrte die Schar der Begleiter voll Bewunderung den verführerischen Kunstgriff, welchen die Kühne Einbildungskraft der schönen Huri ausgedacht.

Unter dem dünnen Schleier, der ihre Gestalt bedeckte, waren Leuchtkäfer vom Berge Hämüs verborgen, die nach eingetretener Dunkelheit auch durch den Anzug leuchteten und auch dort Licht verbreiteten, wohin die Sonnenstrahlen nicht zu dringen vermocht.

Voll Bewunderung umringten sie die Männer, voll Neid die Frauen. Man war überzeugt, daß nach einer Woche die Mode der Leuchtkäfer-Kleider in ganz Stambul allgemein sein dürfte.

Von den nahen Rundtürmen begann der Muezzim mit lauter Stimme die Abendsure abzusingen.

Shejtan Emişnezi blieb vor dem Riesen stehen und wandte ihm obendrein den Marmorrücken zu, den der Schein der Leuchte bestrahlte, während sie ihn über die runde Schulter hinweg schelmisch mit den feurigen Augen anblickte. Als der Muezzim seinen Gesang beendet hatte, drehte sie einen Trichter aus der Berordnungsschrift des Sultans und äffte durch dieses aus dem Stegreif gefertigte Rohr den Abendgesang des Muezzim nach.

In diesem Augenblick ergriff Belvan Aga mit einer Hand Scheitan Emişnezi von rückwärts bei ihrem Kaschmirgürtel, hob sie in die Luft empor und schleuderte sie, nachdem er sie mit der anderen Hand unter den Kniegelenken erfaßt hatte, mit einem Stoß ins Meer, damit, wie der Geschichtsschreiber İzi meldet, „die blauen Wellen des Meeres ihrem schönen Körper als Anzug dienen möchten“.

Auf dieses Zeichen warfen die hervorbrechenden Wächter dreihundert Modedamen in den Bosporus.

— — Seit dieser Nacht tragen die türkischen Frauen die Feredsche.

— — Dies die Entstehungsgeschichte der Feredsche.

---

**E m i n a .**

---



Nun hören wir eine Erzählung über weibliche Treue und männliche — wie nennen wir es doch? Nennen wir es Opferwilligkeit. Also über männliche Opferwilligkeit und weibliche Beständigkeit.

Als noch Mustafa II. auf dem Throne saß, hatte er einen Lieblingsleibarzt Azan Effendi und dieser hatte einen halbwüchfigen Sohn namens Mehemet, der seinen Vater zur Verzweiflung brachte, da der arme Junge an der unheilbaren Krankheit litt, die auf der ganzen Welt kein Kraut, kein Erz zu heilen vermag und die man in unserer Sprache „Dummheit“ nennt.

Mehemet war unerhört einfältig.

Während voller sechzehn Jahren bemühte sich Azan unter Zuhilfenahme von allerlei thatkräftigen Heilmitteln, als Bambusrohr, aus Nashornhaut geflochtenen Peitschen und gewässerten Stricken, Mehemet so weit zu bringen, daß er wenigstens das arabische Alphabet unterscheiden lerne; doch im Alter von sechzehn Jahren machte Mehemet einst die Bemerkung: ‚sieh Vater, das Elif ist noch immer nicht so, wie das Be!‘ Der wackere

Jüngling meinte, daß, wenn er lange über dem Alphabet brüten würde, die Buchstaben desselben sich endlich aus-  
söhnen und einander gleichen werden.

Der liebende Vater konnte sich nicht einmal damit trösten, daß, wenn dieser Fleischklumpen auch keinen Gelehrten, er doch wenigstens einen guten Soldaten abgeben könnte. Denn Mehemet zählte bereits vierundzwanzig Jahre, und wenn er ein Pferd bestieg, so war das Ende vom Liede stets, daß er aus dem Sattel geschleudert wurde und sein Roß am Zügel zurückführen mußte.

Aus diesem Menschen wurde also garnichts.

Einmal ließ die Sultanin Validée den Leibarzt zu sich bescheiden und sprach also zu ihm:

„Höre Azan, du hast einen Sohn, dessen Loos mich anzieht. Ich habe gehört, daß er ein wackerer, sehr kluger junger Mann ist;“ („wer dies wohl verraten haben mag?“ dachte Azan) „ich will für das fernere Schicksal deines Sohnes Sorge tragen.“

„Dann wirst du mehr für denselben thun, als Allah, denn der hat nicht Sorge für ihn getragen.“

„Ich habe eine Lieblingsklavin; sie ist eine Tschereffin, jung, schön und heißt Emina. Dieses Mädchen will ich verheiraten und deinen Sohn habe ich für dessen Bräutigam bestimmt.“

„Hierzu wird er wohl taugen,“ — dachte der Leibarzt.

„Die Mitgift der Braut beträgt dreißigtausend Dinare.“

Der Arzt erschrak. Seine ganze Wissenschaft war ja nicht so viel wert, wie die Dummheit seines Sohnes.

Er warf sich zur Erde, küßte den Raftan der Sultanin, dankte für die große Gnade und rannte hierauf nachhause, um den großen Lümmel davon zu benachrichtigen, daß er eine wunderschöne Frau, dazu einen Palast und so viel Geld bekomme, daß er es bis zu seinem Tode nicht zu zählen vermöge.

Mehemet meinte, daß das so ganz gut sein werde.

Die Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier wurden ohne Zögern getroffen, der Leibarzt richtete die Wohnung für das junge Ehepaar ein, die Sultanin sorgte für die Hochzeitsgeschmeide; für die Speisen, feierliche Beleuchtung und Spielleute strengte der Leibarzt seine Gelbbörse an. Die Handlung und das Hochzeitsmahl verliefen denn auch ganz planmäßig, worauf man die verschleierte Braut in das Schlafgemach des Bräutigams geleitete und das junge Ehepaar sich dann selbst überließ.

Während Mehemet gegessen und getrunken, hatte ihm bloß der eine Gedanke die Eßlust verdorben, daß

er das Gesicht seiner Braut noch nicht sehen konnte. Von Zeit zu Zeit war eine warnende Stimme in seinem Busen erwacht, die ihm zuflüsterte, daß, wenn man einem Mädchen mit einemale so gar viel Geld gebe, die Sache unbedingt ihren Haken haben müsse.

„Sie wird doch keine Mohrin sein?“

Amende ist sogar dies gleichgiltig, denn ist sie schwarz, so ist die Nacht noch schwärzer, die dies verbirgt.

Als sie nun allein geblieben waren und Emina ihren Schleier zurückschlug, verlor Mehemet vor Ueberraschung fast die Besinnung. Denn vor ihm stand eine Fee, eine Huri aus dem siebenten Himmel, die herabgestiegen war, um Gras, Bäume, Blumen, Edelsteine, Himmel, Sonne und Sterne zu beschämen, womit in die Enge getriebene Dichter nur jemals Wuchs, Gestalt, Antlitz, Augen, Zähne und Schultern der Frauen verglichen.

Von einer derartigen Schönheit hatte er nicht einmal noch geträumt, obschon er im Traume gemeinhin mehr Verstand hatte, als im wachen Zustande.

Doch wenn es eine Wissenschaft giebt, die der Mensch auch ohne Lehrer erlernt, so ist es sicherlich diejenige, die ein Mann von dem Antlitze einer errötenden Jungfrau herabliest, mit der er allein ist und die er sein eigen nennt.

Mehemet meinte das Tonwerkzeug gefunden zu haben, auf welchem er sofort vom Blatte zu spielen verstand.

Doch erging es dem armen Mehemet auch bei dieser Gelegenheit gar übel, denn als er sich auf den Divan neben seine schöne Braut niederließ, als er seinen bebenden Arm ausstreckte, um ihren schlanken Leib zu umschlingen, als er seine heißen Lippen der weißen Marmorschulter näherte, erhielt er urplötzlich auf den Raum zwischen Ohr und Nase eine so wohlgezielte Ohrfeige, daß er die Funken aus seinen Augen sprühen fühlte.

„Verwegener!“ rief die Dame aus, indem sie von dem Polsterpfühl aufsprang, auf welchen ihr Bräutigam vor Schrecken und in Erwartung einer zweiten Maulschelle seiner ganzen Länge nach hingefunken war. „Jetzt hast du nur eine Ohrfeige bekommen; doch wenn du mich auch nur mit einem Finger zu berühren wagst, so wirst du einen Schwerthieb bekommen, daß dir dein Kopf von den Schultern kollern wird. Jetzt geh, du Einfaltspinsel, und schicke deinen Vater hierher.“

Seine brennende Wange reibend, schlich Mehemet aus dem Eden der seligen Freuden und eilte zu seinem Vater.

„Na, mein Vater, es verlohnt sich schon der Mühe, Bräutigam zu sein; sieh, dies hab ich davon! Gehe nur hinein zu ihr, sie will auch dir etwas sagen.“

Bornig eilte Azan zu der Braut seines Sohnes, fest entschlossen, sie ob dieser bis zur Uebertreibung geführten Rundgebungen der Schamhaftigkeit thatkräftig zurechtzuweisen, und war im Begriff, als er in dem gemeinsamen Schlafgemach angekommen, sich neben sie niederlassen, um ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen.

„Bleibe stehen und schweige!“ rief ihm da das Mädchen zu. „Ich werde sprechen.“

Azan ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern stand erschrocken auf.

„Die Sultanin Validée gab mich deinem Sohne darum zur Frau, weil Prinz Ahmed in mich verliebt ist. Wir konnten einander bisher nur aus der Ferne sehen, doch tauschten wir unsere Gefühle auf dem Wege des Briefwechsels aus. Der Prinz ist sterblich in mich verliebt und ich bete ihn an. Der Prinz ist gegenwärtig der Gefangene des Serails und du wirst wohl wissen, daß ihn bloß die Gnade seines Bruders, des Sultans Mustafa am Leben ließ; solange der Sultan aber am Leben ist, darf er mit keinem Weibe in Berührung kommen. Als die Sultanin Validée von unserer Liebe Kenntnis erhielt, wollte sie derselben ein Ende machen, damit Ahmed wegen derselben nicht getötet werde. Denn die gefangenen Prinzen werden, wenn sie insgeheim heiraten, getötet, damit sie keine

Nachkommen haben. Darum gab man mich deinem Sohne zur Frau. Nun weißt du, welches Feuer du in dein Haus aufgenommen, als du mich in dasselbe führtest. Ahmed kann eines Tages frei werden; es läßt sich freilich nicht bestimmen wann; es ist möglich, daß nach einem Jahre, es ist aber auch möglich, daß bereits übermorgen. Und dann wird er mich suchen. Wehe deinem Hause, wehe jedem deiner Nachkommen, wenn mich Ahmed nicht ebenso hier findet, wie man mich hierhergebracht! Er wird Sultan sein und das Haupt, auf welches ich dann deuten werde, wird verloren, und jenes auf welches ich meine Hand lege, wird gesegnet sein.“

„So lege denn deine Hand auf mein Haupt, hohe Herrin!“ rief Azan aus, indem er auf die Knie fiel. „Sei versichert, daß dich in meinem Hause fortan jedermann als Ahmeds Schatz betrachten wird, der unserer Obhut übergeben worden.“

Damit begab sich der Alte zu Mehemet zurück und sagte:

„Mein Sohn, begib dich in dein Schlafzimmer, bereite dir eine Lagerstätte quer über deine Schwelle und lege dich dort zur Ruhe nieder, damit weder du, noch ein anderer das Weib belästige, welches man heute in mein Haus gebracht, denn in jedem Falle würde es dein Kopf zu büßen haben.“

Ein halbes Jahr später ward Mustafa durch einen Volksaufstand vom Throne gestoßen und an seiner Stelle der aus dem Gefängnis befreite Ahmed zum Sultan ausgerufen.

Nach Erledigung der wichtigsten Regierungsgeschäfte war Sultan Ahmeds erster Gedanke: Emma.

Er konnte niemals das schöne Tschertessenmädchen vergessen, welches jeden Morgen sein vergoldetes Fenstergitter verstopfen mit Blumen schmückte.

Er ließ den Arzt und dessen Sohn vor sich kommen.

„Azan,“ sprach er zu dem Leibarzt. „Während ich im Serail gefangen war, stahl mir ein Mann aus dem Reiter meines Turbans den größten Demanten. Da derlei Edelsteine bloß von Fürsten gekauft werden können, so ist es anzunehmen, daß jener Mann meinen Schatz in Stücke brach, um ihn so verkaufen zu können. Sage nun, Azan, könntest du mit Hilfe der Zauberkunst die Stücke dieses zerbrochenen Demanten wieder vereinen?“

„Ich neige mein Haupt in deinem Schatten, Padiſchah!“ erwiderte der Arzt. „Dein Edelstein wird auch jetzt noch in meinem Hause bewacht und ist auch jetzt noch unberührt und unverfehrt.“

Bei diesen Worten konnte sich der Sultan nicht enthalten, vom Throne herabzusteigen und Azan mit eigener Hand emporzuheben.

Nun dann sollst du gewiß nicht über mich zu Klagen haben.

Ahmed wollte Emina sofort holen lassen, doch die Sultanin=Mutter verbot es. Eine Sklavin, die das Serail einmal verlassen, darf niemals wieder in dasselbe zurückkehren.

Ahmed konnte die Geliebte, die er so heiß beehrte und die ihm selbst im Hause des Gatten unerschütterlich treu geblieben, nicht zu seiner Gattin machen.

Doch wenn er sie nicht zur Sultanin, so konnte er sie doch zur Herrscherin von Candia, zur Großvezierin machen.

Und so ward Mehemet nach einander Kapudan Pascha, Berweser von Candia und Großvezier.

Als Kapudan Pascha konnte er nicht rudern, als Berweser von Candia nicht seinen Namen schreiben, als Großvezier nicht zupferde sitzen; doch kam er seinen Obliegenheiten demungeachtet treu und pünktlich nach.

Diese seine Obliegenheiten bestanden darin, mit seiner Gattin, mit der er gemeinschaftlich einen prächtigen Palast am Bosporus bewohnte, nicht zuviel zu verkehren und wenn er den Sultan kommen sah, sich unsichtbar zu machen.

Niemals hat es noch einen Großvezier gegeben, der  
Sofai, Blumen des Ostens.

die Gunst seines Sultans sich so lange zu erhalten verstanden, wie Mehemet.

Er starb endlich als sehr reicher und angesehenener Mann.

Lesen und reiten aber hatte er auch da noch nicht gekonnt.

---

Und das einzig Merkwürdige an dieser Geschichte ist, daß sie sich nicht innerhalb unserer gesitteten Zone zutrug, sonst wäre ja nichts merkwürdig an derselben. Aber in den Ueberlieferungen der Muselmänner steht diese Geschichte ganz allein da, daß sich ein großer Herr durch einen anderen Mann eine Gattin genommen hatte.

---

# Ritter Fulko.

---



Bu jenen traurigen Zeiten, da die vertrackten, grausamen Tataren unser geliebtes Vaterland verwüsteten, entkamen nach der Zerstörung von Tamassalva, von welcher großen Stadt heute keine Spur mehr vorhanden ist, wie durch ein Wunder dem Brande und der Massen-ermordung zwei tapfere ungarische Brüder: Simon und Michäel Koppand und flüchteten in ein Schilfdickicht. Hier mußten sie sich viele Tage und Nächte verborgen halten und zuweilen bis an den Scheitel unter das Wasser tauchen, denn der unerbittliche, blutdürstige Feind durchspürte selbst die Sümpfe, um der Entflohenen habhaft zu werden, da er nichts weiter beabsichtigte, als jeden lebenden Ungarn für alle Zeiten von der Erdoberfläche zu vertilgen.

Während des Tages sich verborgen haltend und nur des Nachts weiter wandernd, gelangten sie immer mehr gen Norden, wie sie dies aus dem Laufe der Sterne erfahen. Dort hofften sie, hoch oben im Norden noch eine Zufluchtsstätte zu finden. Während der ganzen langen Zeit bildeten bloß Enten- und Schnepfeneier,

die sie in den Nestern dieser Sumpfvögel vorfanden, ihre lärgliche Nahrung.

Einft, als sie bereits sehr weit vorgebrungen waren und den Tataren ein gut Stück voraus zu sein glaubten, wagten sie sich aus dem Dickicht auf die freie Ebene heraus und erblickten bei dem hellen Mondschein in ziemlicher Entfernung einen Turm vor sich.

Das muß eine Stadt sein, überlegten sie; streben wir ihr zu; vielleicht werden wir dort Schutz und Sicherheit finden, denn bis dahin kommen die Tataren nicht. Jedermann glaubte nämlich, daß nur eine Räuberbande, wie bereits früher so oft geschehen, ins Land eingefallen sei, die sobald sie genügende Beute gemacht, wieder nach der Heimat abgehen würde.

Bis Mitternacht schritten die Jünglinge rüstig dem entdeckten Turme zu; als sie demselben aber näher gerückt, gewahrten sie bereits, daß er kein Dach mehr habe; noch näher gekommen, sahen sie, daß alle Häuser dem Erdboden gleich gemacht waren, und als sie endlich die ersten Gassen erreicht, bemerkten sie mit Schrecken, daß niemand in denselben wohne, sondern daß nur Wölfe und verwilderte Hunde ihnen heulend von den schwarzen Thorbögen hervor entgegen sprangen, wo allerlei menschliche Wesen durcheinander lagen; Gestalten ohne Köpfe, Frauen mit Pfeilen in der Brust und

Mütter, die ihre getödeten Kinder mit dem eigenen Körper und mit den ausgebreiteten schwarzen Haaren deckten.

Erschauernd verhüllten die Jünglinge ihre Augen vor diesem Anblicke; ach! auch hier hatten die Tataren bereits gehaust, auch hier gab es kein Leben mehr. —

Troghdem aber wollten sie bis zum Anbruch der nächsten Nacht dort verweilen und sich irgendwo verbergen, denn der Morgen nahte schon und am hellen Tageslicht war es nicht rätlich, sich ins Freie zu wagen.

Sie begaben sich also in die Kirche, um sich dort irgendwo zu verstecken; etwa in der Pfarrkammer oder hinter dem Altar. —

Ach! die ganze Kirche war jetzt ein einziges Grabgewölbe, wo man die Besten des Volkes niedergemeßelt hatte: Frauen, Männer und Kinder lagen in Haufen übereinander, zwischen den verkohlten Balken. — Der bleiche Mond beleuchtete durch die zerstörte Decke des dachlosen Turmes mit fahlem Schein das grausige Wirrwar.

Sie mußten zu ihren guten Schwertern greifen, um die Wölfe zu verscheuchen, die gekommen waren, um die Dienste des Totengräbers zu versehen, aber so oft sie dieselben auch vertrieben, so kehrten die Untiere immer wieder zurück und ihr Geheul klang schauerlich zu den offenen Thüren herein.

Da sprach Simon, der ältere Bruder: „Bruder Michael, diese wilden Raubtiere lassen uns hier nicht in Frieden und ihrethalben dürfen wir uns nicht zum Schläfe niederlegen, obschon wir vor Müdigkeit kaum noch einen Fuß zu heben vermögen. Deshalb also lege du dich jetzt nieder, hinter dem Altar wirst du ein gutes Plätzchen finden, denn Gott ist auch jetzt dort noch nahe; ich aber werde inzwischen an der Thüre Wache stehen und die wilden Tiere von dir fern halten. Wenn ich ermüdet bin, werde ich dich wecken und du magst dann meinen Dienst übernehmen.

Michael suchte sich also einen Platz neben dem Altare und legte sich neben einen gefallenen Kämpfer nieder; — es schien nun, wie wenn beide schliefen, oder wie wenn beide tot wären. Simon aber suchte einige zerstreute Pfeile auf dem Kampfplatze zusammen, fand auch einen tüchtigen Bogen dazu und stützte sich derart ausgerüstet an den bloßen Thürpfosten; wenn nun das Rudel der heulenden Raubtiere herankam, sandte er ihnen einen Pfeil entgegen, worauf der verwundete Wolf mit den übrigen zu kämpfen begann, da er meinte, daß ihn seine Gefährten gebissen hätten. Dieser ekle Kampf, dieses schauerliche Gekläffe währte bereits nahezu eine Stunde, als ein alter Wolf plötzlich ein furchtbares Geheul anhub, worauf ihm wie auf ein gegebenes Zeichen

das Geheul seiner in allen Theilen der Stadt zerstreuten Gefährten antwortete und urplötzlich die gesamte Schar wie verabredet nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstob.

Held Simon erriet gar bald die Ursache dieser allgemeinen Flucht; er begab sich zu seinem Bruder und rüttelte ihn wach:

„Erwache Bruder; ich höre das Gestampfe von Pferdehufen. Die Tataren kehren zurück.“

Es gab keine andere Rettung, als daß sich beide unter die Toten mengten, sich mit dem Gesichte zur Erde gekehrt niederwarfen und so die Ankömmlinge erwarteten.

Diese kamen geradezu in die Kirche zurück.

Häufig bedienten sie sich dieser List. Sie dachten, das entflozene Volk meine nun, daß der Feind nichts mehr in der zerstörten Stadt zu suchen habe und würde deshalb in die Trümmer zurückkehren; häufig war dies schon geschehen und die Mordbrenner überfielen das ausgeplünderte Volk dann zum zweiten Mal.

Ein ehemaliger Bewohner der Stadt führte sie zurück: ein Schurke, der ein Tatare geworden, selbst zum Feinde übergegangen war und nun überall der Erste sein mußte, wo es sich darum handelte, zu verwüsten.

Dieser elende Mensch trug sogar schon die Kleidung

der Tataren: eine hohe, spitzige Pelzmütze, weite Hosen und radebrechte prächtig die grausame Sprechweise, seinen neuen Gönnern zuliebe. (Daß er doch an jedem Worte erstickt wäre, welches ihm zum Halse herauskam!)

Aus den geführten Gesprächen konnten die Brüder entnehmen, daß der Ueberläufer den Feind aus dem Grunde hierhergeführt hatte, um ihm den Eingang zur Pfarrkammer zu zeigen, in welcher die entflozene Einwohnerschaft ihre Kostbarkeiten und die Kirchengeschäften versteckt und von der sie dann die Thür zugemauert hatte. Diese wurde nun aufderstelle erbrochen, worauf die wilde Horde unter höllischem Gelärme die gefundenen Schätze unter einander teilte und die größeren Stücke auch zertrümmerte, um sie leichter wegschaffen zu können. Der zum Tataren gewordene Führer erhielt den Deckel eines Weihkelches, den der Glende darauf als Bierde an seiner Mütze befestigte.

„Gerate du mir nur einmal unter die Hände!“ knirschte Held Simon vor sich hin, der all dies halben Auges mitansah und dabei als Toter unter den Toten lag.

Jetzt machten die Tataren auf dem heiligen Altare ein Feuer an, schlachteten in der Kirche ein Pferd, brien dasselbe in großen Stücken und machten sich nun über die ekle Mahlzeit her, daß es den Menschen anwidern mußte. Der neue Tatare hielt tapfer mit ihnen stand.

Ein aus dem Feuer springender Funke fiel gerade in Held Michaels ausgestreckt gehaltene Handfläche; Held Simon sah dies mit an und erschrak sehr, denn wenn sein Bruder bei dem quälenden Schmerze nur die mindeste Bewegung machte, so waren sie beide verloren. Held Michael drückte aber die Faust hübsch leise zusammen, so daß es niemand gewahrte und erstickte auf diese Weise das Blutstück, ohne daß man nur einen Laut vernommen hätte.

Als der Morgen anbrach, stiegen die Tataren wieder zupferde und sprengten davon, ohne Ahnung, daß sie zwei Lebende unter den Toten zurückgelassen.

Bis spät abends wagten die beiden Helden nicht, die Kirche zu verlassen, sondern kämpften dort ohne Unterlaß mit den wilden Tieren, zu denen sich beitage noch die Aasgeier gesellten und während der ganzen Zeit kreischend über ihren Häuptern dahinstrichen, daß sie ihnen mit den Krallen fast die Augen ausschlugen. Sie dankten Gott, als sie mit Sonnenuntergang den schrecklichen Ort endlich verlassen konnten.

Sie eilten aus Leibeskräften über die freie Ebene hin, ohne einen Blick nach rückwärts zu werfen; — was hätten sie auch hinter sich sehen sollen, wenn nicht die schwarzen Rauchwolken, die ihnen der Wind von brennenden Städten nachjagte? Hinter ihrem Rücken hausten die Tataren!

Gegen Abend erreichten sie ein alleinstehendes Häuschen, in welchem ein Ismaelit wohnte. Ein doppelter Feind: ein Fremder und eine Heide. Wie hätte der den Flüchtlingen guten Rat gegeben?

Allerlei Volk befand sich jetzt schon in seinem Hofe, das vor den Tataren geflohen war und nun flüchtete soweit die Welt offen stand; dieser zupferde, jener zu Fuß, der dritte zuwagen, Weiber, Kinder und Männer wirt durcheinander.

„Au waj lieben Brüder,“ jammerte der Ismaelit, „ihr seid da an einen bösen Ort gekommen. Es wäre viel besser für euch, wenn ihr dahin zurückkehrtet, von woher die Tataren kommen, denn wenn ihr euch ergebet, töten sie euch wenigstens nicht, sondern schleppen euch nur als Sklaven fort; von hier harret aber eurer eine noch größere Gefahr, denn hier in diesem Walde hausen Riesen, furchtbare Ungeheuer mit zwei Hörnern auf den Köpfen und mit so großen Mäulern, daß sie einen ganzen Menschen auf einmal verschlingen können. Diese Riesen bemächtigen sich der Unglücklichen, die in den Wald fliehen und braten sie am Spieße; mich lassen sie nur darum am Leben, weil ich ihnen Wein gebe, wenn sie kommen.“

Die Flüchtlinge hatten bereits von Unglücksgefährten, die aus Großwardein entflohen waren, über die tatari-

ſchen Rieſen gehört, welche durch ihr bloßes Erſcheinen ein ganzes Heer in die Flucht gejagt hatten. Zum Ueberfluß beſchwor ein Schafhirt, ein waderer einfältiger Rumanier hoch und teuer, daß auch er ſie geſehen habe, wie ſie mit vierklafterlangen Schritten über die Ebene einhergegangen wären, wobei ſich einer von ihnen bequem auf den Schwengel des Schöpfbrunnens niedergelassen, ohne daß die Füße in der Luft gebaumelt hätten.

Bei dieſem Berichte wollte die arme erſchrockene Schar lieber umkehren und den Tataren ſchnurſtracks in den Rücken laufen, als unter die Zähne dieſer Ungeheuer gelangen, doch ſprachen die beiden Brüder Roppand zu einander:

„Jene ſind in geringer Anzahl, die Zahl der Tataren aber beläuft ſich auf viele Hunderttauſende. Das Fleiſch der Rieſen iſt auch nur Fleiſch, das einem guten Schwerte nicht widerſteht; Goliath war auch ein Rieſe und ein Hirtenjunge tötete ihn. Gehen wir lieber jenen zuleibe.“

Und damit ſchritten ſie dem Walde zu.

„Na, ihr werdet es ſchon bereuen!“ rief ihnen der Iſmaelit nach.

Als ſich nun die beiden Helden dem Walde näherten, traten ihnen aus demſelben zwölf erſchreckende Ge-

gestalten entgegen; jede derselben war dreimal größer, als ein gewöhnlicher Mensch; die ungeheuren Köpfe gleichen Fässern, die Schnurrbärte hingen gleich Ochsenchwänzen herab, jeder ihrer Schritte maß drei Klafter und auf den Schultern trugen sie zwei Klafter lange Schwerter.

„Vorwärts Bruder,“ sprach Held Simon, indem er an sein Schwert faßte; „nun heißt es: entweder sie fressen uns, oder wir töten sie. Wähle dir den deinigen, ich wähle mir den meinigen.“

Und damit stürzten sie gezückten Schwertes auf die Riesen los.

Die ungeheuren Gestalten erhoben anfänglich ein großes Geschrei und versuchten, ihre Schwerter zu schwingen; als sie aber erkannten, daß die beiden Helden durchaus nicht zu erschrecken waren, nahmen sie Reißaus und flohen mit langen Schritten nach dem Walde zurück.

Denn es waren das durchaus keine von der Natur gebildeten Ungeheuer, sondern bloß die Taschenspieler des Tatarenhans, die es verstanden, auf langen Stelzen einherzugehen und sich nur so erschrecklich herausgeputzt hatten, um das fliehende Volk in den Rücken seiner Mörder zurückzutreiben. Der Ismaelit wußte dies sehr gut, denn er war mit ihnen einverstanden.

Als nun Held Simon sah, daß die Riesen flohen, feuerte er seinen Bruder noch mehr gegen sie an. Die Brüder begnügten sich jetzt nicht mehr damit, die Unholde in den Wald zurückgetrieben zu haben. Als sich jene zwischen den Bäumen und Sträuchern mit ihren langen Stelzen festgerannt hatten, sich infolge der schweren Mäste und sonstiger Bekleidung nicht zu regen und auch die schweren, ungeschlachten Schwerter nicht zu heben vermochten, wurden sie von den tapferen Jünglingen ohne Erbarmen der Reihe nach niedergemacht. Die großen, gemalten Riesenköpfe wurden längs des Waldes auf Stangen gespießt, damit das fliehende Volk den verlorenen Mut wiederbekomme, wenn es dieselben von weitem erblicke. Den Namen des verräterischen Ismaeliten zeichnete aber Held Simon auf seinem Schwertgriffe auf.

Wieder zogen sie weiter gen Westen, bis sie an die Theiß gelangten, wo sie eine Fähre fanden, vor welcher bereits viele Menschen warteten, die alle auf der Flucht vor den Tartaren begriffen waren. Den Zoll erhoben dort Patarener, denn zur Zeit des Königs Andreas und des Großgrafen Dienes gerieten die Bälle stets in die Hände solcherlei heimatlosen Volkes. Man sollte meinen, daß zu so gefährlichen Zeiten, da jedermann vor Blut und Feuer floh, die Schiffer die Flücht-

linge auch umsonst übergesetzt hätten. Ja, ein Christ oder ein Neger hätte gewiß so gehandelt. Aber die gottlosen Tatarener plünderten die Fliehenden jetzt am meisten, die alles, was sie auf dem Leibe besaßen, was sie vor den Tataren gerettet hatten, hergeben mußten. Die Frauen warfen ihre Ohrringe und sonstiges Geschmeide, die Männer ihre Mantelköpfe als Lösegeld den Unerbittlichen hin, nur damit sie sie übersehen sollten. Wer aber gar nichts besaß, wer bloß das nackte Leben gerettet hatte, der mußte vorerst ein Gebet der Manichäer hersagen, das nichts weiter war, als ein entsetzliches Verleugnen des einzig wahren Gottes und seiner Heiligen in tatarischer Sprache. Sehr viele sagten das Gebet her, nur um entfliehen zu können, da sie in ihrer Todesangst sich nicht um das ewige Seelenheil kümmerten; wer sich aber davor entsetzte, suchte weiter am Theißufer nach einer seichten Stelle, oder warf sich sogar ins Wasser, wenn er schwimmen konnte. Gar viele kamen auf diese Weise um.

Die beiden Brüder besaßen nichts als das Mittel des gottverleugnenden tatarischen Gebetes, um sich die Ueberfahrt zu erkaufen. Held Simon sagte, daß er sich von den Tataren eher in Stücke hauen lasse, bevor er Gott und die heilige Jungfrau verleugne; Michael aber besaß leichteres Blut und beruhigte ihn mit der Ver-

sicherung, daß er das Gebet für beide herfagen wolle, da er angeben werde, daß sein Bruder stumm sei. Er sagte es also zweimal her; einmal für sich und einmal für seinen Bruder und während seiner furchtbaren Lästerung stand Simon mit gefalteten Händen da und sprach leise ein Vaterunser und das Glaubensbekenntnis. Nun wurden sie zum jenseitigen Ufer hinübergeführt und als Held Simon seinem Bruder Vorwürfe darüber machte daß er aus Notwendigkeit den gotteslästerlichen Redeschwulst hergesagt, tröstete dieser den älteren Bruder damit, daß er ja nach jedem Absatz hinzugefügt hätte, „es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!“ Trotzdem aber war es eine große Sünde.

Auch den Namen dieses Manichäers vermerkte Held Simon auf seinem Schwertgriff.

Die armen Flüchtlinge aber hatten sich jetzt nur noch in neue Gefahren gestürzt: die große Entscheidungsschlacht am Fluße Sajó war bereits verloren, die Gegend zwischen Theiß und Donau schien mit den wilden Tatarenhorden wie überschwemmt zu sein und als sie einen Wald verließen, sahen sie am weiten Gesichtskreise ringsum nichts weiter, als den Rauch brennender Dörfer. Siekehrten also wieder in den Wald zurück und begannen gen Norden zu ziehen. Von allen Seiten vernahmen sie die Hornrufe der Tataren, womit diese

einander anriefen und antworteten. Die Tage verbrachten sie in hohlen Bäumen versteckt, den Hunger stillten sie mit wildem Honig und abgefallenen Eicheln, die sie im Walde fanden.

Am vierten Tage stießen sie auf ein hübsches Häuschen mitten im Walde, das weder durch Schanzpfähle, noch durch Schießscharten geschützt und trotzdem nicht niedergebrannt war.

Die jungen Helden staunten darob; doch wußten sie ja nicht, daß in jenem Hause ein Saracene wohne, dessen Brüder insgesammt im Einverständnisse mit den Tataren lebten, ihnen Bottschaften hinterbrachten, als Späher und Fehler dienten und ihnen das geraubte Gut für wenig Geld abkauften, um es hierauf nach Mähren und noch weiter wegzuschaffen. Dies war das Haus eines solchen Fehlers. Auf seinem Thore prangte ein großer gemalter roter Ochsenkopf, an dem die Tataren erkennen konnten, daß dies ihr Mann sei.

Der Saracene empfing die eintretenden Brüder mit großer Freundlichkeit und sagte ihnen, sie mögen sich nur eine kleine Weile gedulden, er lasse sofort für sie ein Mittagessen herrichten, was den ausgehungerten Flüchtlingen als gar liebliche Weise klang. Während sie nun die ausgestandenen Mühseligkeiten dem sanft und milde dreinblickenden Hausherrn schilderten, trat

plötzlich atemlos eine vornehme Dame ein, an deren zerrissenen Kleidern und Schuhen man leicht erkennen konnte, daß sie von weither geflohen kam und fragte den Hausherrn in bebender Angst, ob ihr geliebter Gatte mit ihrem kleinen Söhnchen nicht bei ihm eingekehrt sei? Sie wären zu fünfen in den Wald geflohen: sie, ihr Gatte mit dem älteren Sohne, eine Amme und der Säugling. Da sie Hundegebell zu hören vermeint, hatte der Gatte geraten, sie mögen zu dreien in einer Höhle verborgen zurückbleiben, während er mit dem größeren Söhnchen fortgehen wolle, um nachzusehen, ob keine menschliche Wohnung in der Nähe sei. Sie hatten dort lange gewartet, bis die Frau, endlich ängstlich über das Ausbleiben des Gatten, sich selbst aufgemacht, um ihn zu suchen. Vielleicht, daß sie hier eingekehrt waren?

„Möglich, daß sie hier gewesen mein Kind,“ sprach der Saracene achselzuckend; „hier sprechen aber tagsüber gar viele vor; wie sahen sie denn aus?“

Die Frau beschrieb Gestalt und Kleidung ihres Gatten und des Kindes: am Finger des Knäbleins befände sich ein Ring aus schwarzen Pferdehaaren mit einem weißen Kreuz, den sich doch niemand angeeignet haben würde; auch wenn man das Kind getötet hatte, würde sie es an demselben wenigstens erkennen können.

Der Saracene sagte, er habe die derart Geschilderten nicht gesehen und die arme Frau ging jammernd und händeringend wieder weiter, um den Gatten und den Sohn zu suchen.

Inzwischen brachte man die für die Jünglinge bereitete Speise: zerschnittene Fleischstücke in einem großen irdenen Topf; dazu gab ihnen der Saracene Wein, worauf er sie mit einem leise gemurmelten Segensspruche verließ.

Held Michael wollte sich in seinem Heißhunger sofort über die reichliche Speise hermachen, Held Simon aber hielt ihn noch ab.

„Vergißt du denn Michael, daß wir vorerst beten müssen?“

Damit sprachen sie ihr Tischgebet, wie es gottesfürchtigen Leuten geziemt und wollten nun erst zu essen beginnen.

Gott belohnte sie aber für ihre Frömmigkeit, denn als Held Michael seine krumme Gabel in den Topf tauchte, war das erste, was an deren Spitze stecken blieb, ein dünnes Beinchen, von einem aus schwarzen Pferdehaarengeflochtenen Ringe umschlossen, in dessen Mitte sich ein weißes Kreuz befand.

Erschrocken sprangen die Jünglinge von ihren Sitzen empor und flohen, ohne Speise und Trank zu berühren, ohne von ihrem Wirte Abschied zu nehmen, so rasch,

wie sie ihre Füße trugen, von dannen. Held Simon vermerkte aber auch den Namen des Saracenen auf seinem Schwertgriff. Erst spät in der Nacht hielten die Jünglinge vor der Höhle eines armen Einsiedlers an, dem sie die ihnen widerfahrene graufige Geschichte erzählten.

„Danket Gott meine Söhne,“ sprach der greise Büsser; „daß er euch aus der Höhle des Bösen befreit, denn dort wohnt niemand anders, als der gottlose Saracene, der Spürer der Tataren, der den bei ihm einkehrenden Flüchtlingen im Wein ein Betäubungsmittel beibringt und ihnen dann, wenn sie davon überwältigt, eingeschlafen, die Köpfe abschneidet! Für jeden Kopf bekommt er von den Tataren einen Denar, während er das Fleisch der Unglücklichen den ihnen folgenden Gästen vorsetzt und auf diese Weise die Schauerthat begeht, die Ungarn mit dem Fleische ihrer eigenen Brüder zu füttern. Freuet euch, daß ihr dort nichts genossen, das frische Wasser aus meiner Quelle und die gedörrten Wurzeln, die ich mit euch theile, werden euch jetzt schmecken. Bleibet hier, bis der Morgen anbricht und ziehet dann fortwährend gen Norden empor. Ihr könnt nicht fehlen, denn wo die Bäume von Moos überzogen sind, dort ist Norden. Wenn ihr dann sieben Tage lang über Berge und Thäler fortgewandert seid, so werdet ihr die höchsten Berge erblicken, die Ungarn begrenzen. Dort

werdet ihr Glockengeläute vernehmen, das euch weithin als Führer dienen wird, und werdet gut aufgehoben sein, denn dort sind die „Steine der Zuflucht“, die die kriegerischen Orden mit Verteidigungsmitteln versehen haben, um die von allen Seiten herbeiströmenden Flüchtlinge aufnehmen zu können. Dort seid ihr an guter Stätte. Ihr werdet Altare, Brod und feste Schanzen vorfinden, die das gute Schwert und der gute Gott vor tausenden von Feinden beschützen. Haltet ja nicht stille, bevor ihr da angekommen seid, denn im ganzen Vaterland dräut Tod und Verderben!“

Die jungen Helden küßten die Hand des guten Alten für den wohlgemeinten Rat und brachen des morgens seiner Weisung gemäß auf. Ganz allein durchpilgerten sie dichte Wälder. Sie wanderten lange und wanderten weit. Auf den Pfaden, die sie zurücklegten, waren weder Eichen, noch Birken mehr zu finden; große, trauernde Tannenbäume traten an deren Stelle, doch sie mußten immer weiter fortziehen.

Eines Morgens, als sie sich eben zu kurzer Rast in einem dichten Walde niedergelassen, drang aus der Ferne Glockengeläute an ihr Ohr. Es waren die Klänge großer Glocken, wie solche dazumal nur in Stuhlweissenburg und in der großen Kirche Großwardeins zu finden waren.

Boll Freude sprang Held Michael empor und sagte:  
„Hier ist sicherlich der genannte Stein der Zuflucht.“

Der ältere Bruder aber schüttelte den Kopf:

„Der ist noch weit entfernt Bruder; drei Tagereisen fehlen noch dazu, wie der heilige Mann uns unterrichtete.“

„Ei, vielleicht maß er die Tagereisen nach seinen eigenen Füßen und die sind schon recht alt.“

„Das Geläute kommt auch gar nicht aus Norden sondern sehr aus Westen.“

„Sicherlich haben wir die Richtung verfehlt.“

Held Michael drang in seinen Bruder, nicht weiter zu wandern, sondern dem Ursprung des Glockengeläutes nachzugehen; mit Glockentönen geben ja nur Christen Zeichen von sich und gewiß thun sie es bloß deshalb, damit verirrte Flüchtlinge auf den rechten Weg zurückgeführt werden und dort einkehren sollen, wo der Feind nicht gefürchtet wird.

Simon ließ sich überreden und so gingen sie denn in der Richtung fort, aus welcher das Glockengeläute tönte. Als sie aus dem Walde heraustraten, lag ein anmutiges Thal vor ihnen, durch welches sich ein munteres Bächlein schlängelte. Ueber das Bächlein führte ein Steg auf einer großen Brücke, welcher in eine hohe Felsenburg emporleitete, deren vier Ecken von vier spizigen Thürmen

besezt waren, während sich ein fünfter in der Mitte erhob. Alle waren mit Glocken versehen, die geläutet wurden, wie wenn es einer Wallfahrt gälte.

„Dies ist sicherlich der Stein der Zuflucht,“ sprach Held Michael auf'sneue.

„Der Klausner sprach nichts von dessen Türmen und Schanzen,“ widerstrebte Simon.

„Ei die können neu erbaut worden sein, seitdem er hier geweilt.“

Und damit näherten sie sich der Burg. Absonderlich schien ihnen nur, daß am Fuße einer so festen Burg, gänzlich verschieden von anderen, sich weder Dörfer, noch vereinzelte Bauerhütten befanden, die zur Burg gehörten. Wie verhielt sich das?

„Sicherlich sind jetzt alle Bauern in der Burg aufgenommen worden,“ erläuterte der leichtsinnige Michael die Sache.

Als der Turmwart ihre Ankunft gewahrte, gab er sofort ein Zeichen mit seinem Horne, worauf die Zugbrücke niedergelassen wurde, die die ständige Brücke mit dem Burgthor verband. Bunt gekleidete Diener schritten den Ankömmlingen entgegen und antworteten, als diese unruhig vorbrachten, daß sie aus fernem Lande, aus hoher Gefahr kämen und jetzt nicht wüßten, ob sie am rechten Orte seien, lachend:

„Ja, ja, ihr seid ganz recht, Brüder! Dies hier ist die Burg des Ritters Fulkó, des wohlbekannten Helden. Hierher gelangt keine Tatarenhorde, die höchstens das Thal mit Steinen ausfüllen kann; hier werdet ihr in nichts Mangel leiden, denn hier giebt es zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle. Besitzt ihr irgend welche Schätze, die ihr wohl verwahren wollt?“

„Außer unseren guten Schwertern besitzen wir keinerlei Schätze.“

„Nun umso besser. Dann könnt ihr in den Dienst des Ritters treten und für gutes Geld unter seinen Fahnen kämpfen.“

„Wir verlangen kein Geld für unsere Dienste; es wird uns genügen, unter tapferen Anführern gegen die heidnischen Feinde zu kämpfen.“

Die Diener lachten unbändig darüber, daß die Jünglinge so ernst sprachen. Dann führten sie dieselben in die Burg hinauf; stellten ihnen bald darauf in silbernen Becken duftendes Wasser vor, wuschen und badeten sie, brachten sodann prächtige Samt- und blumige Seidenkassane herbei, die mit Gold gestickt und mit Münzen ausgelegt waren, rieben ihre Haare mit duftenden Salben ein und sagten, daß Ritter Fulkó, der seine Gäste auf so herzliche Weise zu empfangen liebte, dies alles derart befohlen habe.

„Vielleicht verdienen wir all diese großen Ehrenbezeugungen gar nicht,“ sagte Held Simon verlegen, der sich stets, sehr unbehaglich zu fühlen pflegte, wenn er Geschenke annehmen mußte.

„Oh, ihr werdet deren noch viel mehr theilhaftig werden“, erwiderten die schäkernnden Dienstleute; „der Herr Ritter veranstaltete euch zu Ehren ein prächtiges Mahl, an dem auch die Edelräulein, die Töchter Held Fulkós, Meryza und Sziona, an deren Seiten ihr sitzen sollt, teilnehmen werden.“

„Sind das aber sonderbare Namen,“ sprach Ritter Simon; „wo mögen sie wohl derart getauft worden sein?“

„Kümmert euch nicht darum; morgen werdet ihr melden können, welche von beiden die schönere ist.“

Diese Worte faßten sofort Wurzel im Herzen Herr Michaels: wer von beiden die Schönere sein mag! Denn die schönen Frauen ließen ihn stets in heller Liebe entbrennen, doch sein Bruder Simon dachte über etwas anderes nach.

„Wo befindet sich hier das Bethaus? Ich möchte mich vorerst in dasselbe begeben, um Gott dafür zu danken, daß er uns aus so vielen Gefahren befreite. Viele Wochen sind es bereits her, daß ich vor keinem Altar gekniet habe; nur mit den Waldbögeln um Sonnenaufgang mußte ich zu Gott beten.“

Die Knechte brachen wieder in helles Gelächter aus.

„Daß das jetzt, guter Freund; das wirst du auch morgen thun können, den Pfaffen erblickt man stets früh genug. Jetzt aber kommt zutische, es mag lange her sein, daß ihr an keinem geseßen.“

Held Simon schüttelte bedenklich den Kopf; ihm gefiel der Ort nicht, wo man so lachend über den Altar sprach, doch wollte er keinen Streit beginnen und folgte demnach der Einladung, machte seinen Bruder aber doch noch aufmerksam, daß er nach so langem Fasten nicht zuviel von der reichen Mahlzeit genießen und auch keinen Wein trinken solle, denn das könnte jetzt schädlich auf ihn einwirken. Michaels Gedanken aber schweiften jetzt nach einer gänzlich andern Richtung: welche von beiden wird die schönste sein?

Auf ein Hornzeichen öffneten sich die Flügelthüren der Burg und die Jünglinge wurden durch dieselben in den Speisesaal geführt.

Die Augen der beiden frommen Ritter waren buchstäblich geblendet durch den reichen Glanz, der ihnen hier von allen Seiten entgegenstrahlte. Die Tische waren beladen mit silbernen Schüsseln und goldenen Bechern, die Stühle und Ruhebänke bunt bemalt und geschnitz, die Fenster mit farbigen Scheiben ausgefüllt, die am Kopfsende des Tisches stehenden Stühle mit Purpur über-

zogen und von Thronhimmeln überwölbt, wie wenn sie einen fürstlichen Gast erwarteten. Hinter jedem Stuhl stand ein Diener in scharlachrotem, goldbesetztem Wamms, den silbernen Weinkübel in der Hand haltend. — Jetzt öffneten sich auch die Thüren eines zweiten Saales und herein schritten die vornehmen Gäste des Burgkastells, lauter reich gekleidete Herren, von denen jeder eine schöne Dame am Arme führte, deren schwere Seidenschleppen den Estrich fegten und die vor Perlen und Edelsteinen förmlich leuchteten. Diese ließen sich paarweise um den langen Tisch nieder, und zwar so, daß ein Herr stets neben einer Dame zu sitzen kam. Endlich erschien nach dreimaligem Hörnertusch der Burgherr: Fulkó selbst. Seine dicke Gestalt brach fast unter der Last der auf ihm lagernden Edelsteine, an den Händen führte er seine beiden Töchter: Meryza und Sziona.

Die erste, die er an der Rechten führte, war eine feenhafte Schönheit. Ihre leuchtenden schwarzen Augen standen im Einklange mit ihrem bleichen Antlitz und ihren roten Lippen und die stolze Gestalt trug mit solcher Würde dieses Bewunderung einflößende Haupt, wie wenn sie wüßte, daß ihr hier alles und jedes unterthan war.

Das zweite Mädchen, welches Ritter Fulkó an seiner Linken führte, war klein und buckelig; sie hob die Augen keinen Augenblick empor und blickte gar nieman-

den an, wie jemand, der sehr wohl weiß, daß ihn jedermann verachtet. Die Entscheidung darüber, wer von beiden die Schönste sei, war sehr leicht gemacht.

Ritter Michael meinte zu träumen bei diesem Anblicke, seine Augen waren geblendet durch den Glanz der Edelsteine, aber noch mehr durch das Leuchten der schönen Augen, so daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, ob er auf Erden, oder im Himmel weile!

Held Simon aber dachte von so vieler Pracht umgeben, trauernden Herzens daran, daß König Béla zur selben Zeit vielleicht am Ufer eines schmutzigen Baches aus dem vom Haupte genommenen Helm das mit Blut gemischte Wasser trinken müsse. —

„Zutische meine Herren und Damen!“ ertönte die Stimme des Hausherrn; „hierher an meine Seiten Simon und Michael Koppand; die zuletzt gekommenen Gäste bekommen stets die ersten Plätze in meinem Hause. Setzt euch neben meine Töchter nieder. Diese hier ist meine Tochter Meryza, jene aber Sziona.“

Michael richtete die Sache so ein, daß er neben die unvergleichlich schöne Meryza zu sitzen kam, von der er kein Auge verwenden konnte. Simon aber setzte sich an die Seite der bescheidenen Sziona, nicht ohne vorher das Tischgebet leise vor sich hergesagt zu haben, worüber die übrigen Tischgäste zum nicht geringen Ver-

gerniß des frommen Ritters in ein lautes Gelächter ausbrachen; doch in demselben Augenblick flüsterte eine leise Stimme neben ihm: „Amen, Amen!“ Er blickte hin und sah, daß dies die buckelige Siona gesagt hatte, und plötzlich dächte ihm das mißgestaltete Mädchen schöner zu sein, als die stattliche Meryza.

Die männlichen Gäste tranken tapfer, sie benötigten keiner Ermutigung und nachdem der Wein seine Wirkung bei ihnen bereits zu äußern begann, ersuchten sie die jungen Ankömmlinge, ihnen die Widerwärtigkeiten zu erzählen, die sie bis heute hatten überstehen müssen.

Ritter Michael besaß keine besondere Rednergabe und winkte demnach seinem Bruder, zu sprechen. Simon erhob sich also und begann, da er meinte, an diesem Orte, wahre, teilnehmende, vaterländisch gesinnte Herzen zu finden, die traurigen Ereignisse zu schildern, die über das Vaterland hereingebrochen; während er sprach, geriet er in zunehmende Erregung; das Bild der aufse=neue vor seinem geistigen Auge erscheinenden Gräuelt=haten verlieh seinen Worten edlen Schwung, und am=ende sprach er mit soviel Rührung, daß ihm selbst die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Als er aber seine Thränen trocknete und umher=blickte, gewahrte er, daß die Schar der Gäste durchaus nicht weine und auch gar keine Teilnahme für seinen

Schmerz bekunde, sondern seinen Worten bloß zur Zerstreuung zuhöre, wie wenn irgend ein französischer Minnefänger eine Schauermärchen erzählt.

Dies erfüllte ihn mit solchem Aerger, daß er sofort zu sprechen aufhörte.

Besonders verletzten ihn die schönen Augen der stolzen Meryza, die ihn so lächelnd anblickten.

Als er schwieg, forderte ihn die stattliche Jungfrau auf, „noch mehr solcher schönen Geschichten“ zu erzählen.

Eine flüsternde Stimme aber, die der bleichen Sziona, tönte flehend neben ihm, er möge um Gottes willen nicht weiter sprechen, denn es sei ja herzerreißend, die furchtbaren Dinge mitanzuhören.

Und Ritter Simon folgte den Worten Szionas, seufzte tief auf und setzte sich nieder. Er wollte den Hausherrn und dessen Gäste nicht damit beleidigen, daß er ihre Gefühllosigkeit table; er meinte, daß das Wohlleben die Ursache davon sei und er entschuldigte sich damit, daß er bereits sehr ermüdet sei.

Darauf erhob sich Ritter Saksin, ein Mann von hünenhafter Gestalt, und fuhr Simon barschen Tones an, weshalb er nicht trinke und nicht weiterspreche? weshalb er die Gesellschaft damit verlege, daß er ihren Wunsch nicht erfülle? Drauf rief er: „heraus also auf den Plan!“

Held Simon merkte, daß es da gleich zum Blutvergießen kommen werde, schob deshalb seinen Stuhl zurück und hielt sich auf alles vorbereitet. Es war das damals nichts Ungewöhnliches, wenn man bei Gastmählern zu viel Wein getrunken hatte und das Prahlen mit der männlichen Kraft ward für keine Schande angesehen. Aus diesem Grunde pflegten sich auch die Gäste, bevor die Mahlzeit ihren Anfang nahm, jeglicher Waffe zu entledigen, damit sie sich nicht irgend ein Leid zufügen könnten, was sie mit nüchternem Kopfe bereuen würden.

Held Michael wollte bei diesem Anblicke ebenfalls empor springen, doch hielten ihn bereits der Wein und die schönen Augen der Jungfrau gefesselt und dann riefen ihm auch seine übrigen Tischnachbarn zu, daß es sich für einen Dritten nicht zieme, sich in den Streit zweier Männer zu mengen.

Sziona flüsterte Simon zu:

„Gib wohl acht, damit er dich ja nicht an sich drücke, denn Saffin hat unter seinem Wamms einen spitzigen Dolch verborgen; wenn er dich an seine Brust preßt, durchbohrt er dich mit demselben.“

Und dieser geheime Wink kam Simon wohl zustatten, denn als er sich mit dem Ritter in die Mitte des Saales drängte, ließ er sich nicht um die Hüften

fassen, sondern packte kräftig die beiden Arme des andern, stellte ihm dann, nachdem er ihn machtvoll geschüttelt, ein Bein und schleuderte ihn derart zu Boden, daß sein Kopf laut gegen den Estrich schlug.

Jetzt aber sprang Saksin wütend empor und stürmte, einen Stuhl ergreifend, auf Simon ein, der den hochgeschwungenen Stuhl mit einer Hand ergriff und mit der anderen dem Ritter einen so mächtigen Hieb auf den Hinterkopf versetzte, daß demselben Hören und Sehen verging und ihm das Blut zu Mund, Ohren und Nase herauszufließen begann. Bewußtlos ward er aus dem Saale geschafft.

Die übrigen Herren lachten unbändig über diese Unterhaltung und belobten Simons Kraft und Gewandtheit, drückten ihm auch der Reihe nach die Hand, wobei er bemerkte, daß jeder zu erproben suchte, ob man seine Hand auch so zusammenpressen könne, daß es ihm Schmerz bereite? Er ließ sie gewähren; mochten sie sehen, was sie erreichen konnten.

Zuletzt klopfte ihm auch der Hausherr auf die Schulter und sagte ihm, daß er ein wackerer Kämpfer sei, da er einen Helden besiegt habe, den niemand zu bezwingen vermocht hatte; da er nun ein Gelübde gethan, daß derjenige, der Ritter Saksin zu bewältigen vermochte, eine seiner Töchter sich zur Frau wählen

könne, so möge er denn unter ihnen seine Wahl treffen.

Held Simon meinte, daß man bloß Scherz mit ihm treibe, indem man ihm eine Belohnung zuspreche, die er sich nicht verdient hatte. Erst als er sah, daß man den Hauspriester rief, und ihn nochmals aufforderte, zu wählen, merkte er, daß die Sache ernst gemeint sei.

Held Michael war starr vor Staunen hierüber; jetzt bereute er es nicht wenig, daß nicht er mit Saksin gekämpft, denn er war ja nicht weniger stark als sein Bruder, der nun sicherlich, gleich jedem, der Augen im Kopfe hat, Meryza wählen werde.

Simon aber wandte sich der blassen Sziona zu und sagte, daß sie ihm besser gefalle, als Meryza.

Ritter Fulkó war überrascht; die getroffene Wahl war nicht nach seinem Geschmack; er schüttelte den Kopf, biß sich die Lippen, konnte aber keinen anderen Einwand erheben, als daß Meryza die Ältere sei.

„Damit sie also nicht später heirate, als die jüngere Schwester, so gib sie meinem Bruder zur Frau. Er ist ein ebenso tüchtiger Held als ich und wenn er mit Saksin gekämpft hätte, würde er ihn nicht zweimal, sondern dreimal zu Boden geworfen haben.“

Michael schwor, daß er dies für Meryza gethan

hätte und erklärte, wenn es sein müsse, wolle er der Reihe nach oder auf einmal mit allen anwesenden Rittern kämpfen, worüber die übrigen in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

Ritter Fulkó entschied endlich, daß wenn er denn Meryza so sehr liebe, er sie zur Frau nehmen möge.

Held Michael war außer sich vor Freude und wollte, obschon er sich vor Wonne kaum auf den Füßen erhalten konnte, dennoch die ganze Welt zum Zweikampf herausfordern.

Simon aber fühlte sich von dem Gedanken höchst beunruhigt, weshalb denn dies alles so leicht vor sich gehe und man so reiche Edelfräulein gern oder ungern dem ersten besten Fremdling zur Frau gebe?

Und dies fand thatsächlich statt. Ob er nun zu wachen oder zu träumen meinte, — Ritter Fulkó legte ihre Hände in einander, Meryza zog den demantbesetzten Ring vom Finger und steckte denselben Michael an und Sziona gab Simon einen kleinen, dünnen Goldreifen als Brautpfand, wofür die beiden Brüder ihre Wappenringe den Schwestern zum Tausche gaben. Nun begab sich die ganze, zum Hochzeitsgefolge umgewandelte Schar der Gäste sofort in das Bethaus, wo eine Person im Priesterkleide die beiden Paare nach allen Vorschriften bei Orgelton und Gesang vermählte.

Held Michael und die schöne Meryza begaben sich in das für sie bereitete Hochzeitsgemach, Held Simon aber sprach zu seiner Braut: „ich will noch ein wenig vor dem Altare verweilen, um Gott für die unendliche Güte zu danken, daß er mich aus der gestrigen Bedrängnis in die Freiheit geführt und dem, der gestern mit den Wölfen im dichten Walde gehaust, eine so gute, wackere Ehefrau gegeben, wie du bist Sziona. Begieb dich nur in dein Zimmer, ich folge dir sogleich.“

Fast eine volle Stunde blieb Held Simon im Gebet versunken im Gotteshause zurück, das mit den Bildsäulen der Heiligen schön geschmückt war; dann küßte er der Reihe nach die Bilder der Heiligen und dachte, daß ihm Sziona ob seiner Säumnis nicht zürnen werde.

„Verzeihe gute Sziona,“ sprach er, als er aus dem Gotteshause in sein Schlafgemach trat. „Ich mußte Gott für gar vieles Dank sagen und darum verweilte ich so lange.“

„Inderthat mußt du Gott für gar vieles danken,“ erwiderte Sziona, „denn es ist ein Wunder zu nennen, wie du an diesem Tage dreimal dem drohenden Tode entronnen bist. Danke Gott dafür, daß du dich neben mich und nicht neben Meryza setztest, denn Ritter Saffin hätte dich auch dort nicht in Frieden gelassen und wenn du dich nicht in Acht genommen, sondern dich

von ihm hättest an dich drücken lassen, so wärst du längst tot. Danke Gott dafür, daß du nicht aus deinem Glase, sondern aus dem meinigen getrunken, in welchem Wasser gewesen, denn der Rand deines Bechers war mit betäubendem Gifte bestrichen, von welchem du, sofern du es nur mit den Lippen berührt hättest, betäubt geworden und bis zum nächsten Tage gestorben wärst. Hundertmal aber mußt du Gott dafür danken, daß du nicht Meryzas Hand gewählt, als man dir freie Wahl zwischen uns ließ, wie vor dir Hunderte gethan, die jetzt alle tot sind, denn du wärest ihnen gefolgt.“

„Aber welch ein Haus ist denn dies hier?“ fragte Simon entsezt.

„Das Haus von Räubern und Mördern. Ritter Fulkó ist ein Räuberhauptmann; er ist nicht einmal mein Vater, sondern nur mein Stiefvater, der meine Mutter zutode gequält, doch Meryza ist seine Tochter, von der es ein Entsehen ist, nur zu sprechen. Alle die anwesenden Gäste, die hier in Gold und Seide gekleidet gehen, sind die Genossen Fulkós und seiner Tochter, jeder von ihnen ein hundertfacher Mörder. Ehedem, in früheren Jahren zogen sie weit ins Land auf Raub aus und oft wurden sie von Meryza persönlich angeführt, die im nächtlichen Norden noch grausamer ist, als ihr Vater. Seitdem aber der Zorn des Himmels

unser Land so schwer heimgesucht, indem er uns von den Tataren ausplündern und ermorden läßt, zieht Fulkó mit seinen Genossen nicht mehr ins Land, da er fürchtet, auf stärkere Banden zu stoßen, sondern ließ große Glocken in die Türme emporziehen und lockt nun mit dem weit-tönenden Geläute alle herbei, die vor den Tataren fliehen. Wenn reiche Edelherrn oder Kaufleute kommen, empfangen sie dieselben sehr freundlich, nehmen deren Schätze in ihre Obhut und ermorden die Besitzer in der ersten Nacht. Finden sich stattliche Jünglinge, so treiben sie mit denselben jenes Scherzspiel, das sie heute auch mit euch getrieben: Fulkó gestattet ihnen freie Wahl unter seinen Töchtern; der von dem vergifteten Weine betäubte Jüngling greift nach Meryzas Hand und sie führt ihn zum Altar, wo sie von einem Räuber, der in der Kutte eines ermordeten Geistlichen steckt, getraut und für eine Nacht Mann und Frau werden. Wenn dann Meryza ein Zeichen giebt, werden draußen die Glocken geläutet, es entsteht Feuerlärm, der junge Gatte schrickt vom Schlaf empor und sowie er aus seinem Schlafgemach tritt, verschwindet er spurlos. Und am nächsten Tag giebt es eine neue Trauung und ein neues Opfer.“

„Furchtbar!“ rief Held Simon aus. „Und um diese Stunde ist Michael dort? wo ist er?“

„Sprich leiser! Er ist nicht mehr dort. Unter-

halb des Nebenzimmers gähnt ein zwanzig Klafter tiefer Abgrund, wir schreiten täglich über denselben hin. Der Fußboden, auf welchen wir treten, senkt sich in der Mitte in Angeln und ruht an beiden Enden auf Schnappfedern. In diesem Augenblick sind die Schnappfedern auf beiden Seiten herausgenommen. Tritt jemand auf diesen Fußboden, so giebt derselbe nach und der Betreffende stürzt in die Tiefe. Der tiefe Schacht führt auf einen langen Gang, der sich von hier bis zum Fuße des Berges ausdehnt und durch eine enge Oeffnung ins Freie mündet. Selbst wenn der Fall aus so furchtbarer Höhe nicht den Tod des Hinabstürzenden nach sich zöge, wenn dieser wie durch ein Wunder, nicht mit zerschmetterten Gliedern unten ankäme, so erwarten ihn in der Tiefe bereits Orkus und Erebus, die zwei riesigen Bluthunde Fulkós, die den Hinuntergestürzten auch bei lebendem Leibe auffressen. Erst am nächsten Tage begeben sich Fulkós Genossen, vor denen die Hunde Furcht haben, durch den Höhleneingang mit brennenden Fackeln nach dem Schacht und sammeln die Schmucksachen des Getöteten.“

„Und mein Bruder? was geschieht mit meinem Bruder?“

Sziona trocknete ihre Thränen.

„Eine Hand klopfte leise an das Fenster seines

Schlafgemaches und eine Stimme flüsterte ihm zu, daß sein Bruder mit ihm sprechen wolle. —“

„Und?“

„Und so ist er wohl bereits tot. Ich konnte ihn nicht retten, denn Meryza begleitete ihn schon zur Thür, dort küßte sie ihn, worauf ein Schrei ertönte und dann war alles wieder ruhig.“

Held Simon vermochte vor Schmerz nicht zu sprechen.

„Setz mußst du bloß darnach trachten, dich zu retten. Hier ist ein langer Strick, den schlinge dir um den Leib, hier ist ein gutes Schwert, das stecke in den Gürtel, diese brennende Fackel nimm in die Linke und warte nicht, bis man auch dich ruft. Tritt auf die Sentbrücke, ich werde dich an diesem Seile langsam hinabgleiten lassen und dir dasselbe nachwerfen, wenn du unten angekommen bist. Wenn dich die Schweißhunde angreifen, so rufe ihren Namen: Orkus und Erebus und schwinde ihnen deine Fackel entgegen, dann thun sie dir nichts zuleide. Töten darfst du sie ja nicht, sonst ist dein Entkommen verraten, man würde dir nachspüren und dich wieder einfangen. Und nun eile; wenn du dann in Sicherheit sein und lange leben wirst, so denke daran, daß die arme Waise, die du zur Frau genommen, in Wahrheit deine Gattin gewesen.“

Gerührt umarmte und küßte Simon die buckelige Sziona.

„Auch ich bin in Wahrheit dein Gatte und lasse dich nicht hier zurück. Komm mit mir.“

„Das wäre unser Verderben. Nach einer Stunde hätten sie erfahren, daß ich sie verraten und am Morgen wären wir wieder in ihren Händen. Die ganze Umgegend ist im Bunde mit ihnen. So aber werden sie am dritten Tage die Beine nicht mehr unterscheiden können, wem dieselben gehörten: „Eile!“ säume keinen Augenblick!“

Held Simon schwor bei Gott, daß wenn er frei würde und andere Zeiten über das Land kämen, er hierher zurückkehren würde, um die angetraute Gattin zu erlösen und um an den Mördern seines Bruders furchtbare Rache zu nehmen. Dann that er alles, wie ihm Siona geheißten. In einer Hand das Schwert, in der anderen die Fackel, das Rettungsseil um den Leib, trat er vorsichtig auf die Seufzerbrücke und als dieselbe unter seiner Last wich, glitt er langsam in die schauerliche Tiefe hinab, von deren Grunde dumpfes Gebell zu ihm herauftönte.

„Gott beschütze dich!“ tönte von oben Sionas Stimme, als er bereits am Grunde des Schachtes angekommen, welchen er rings um sich her beleuchtete. Dort lag bereits sein Bruder Michael, das schöne Haupt mit tödtlichen Wunden bedeckt. Die beiden Bluthunde,

die sein Blut bereits aufgeleckt hatten, wichen vor der brennenden Fackel in die Dunkelheit zurück, aus welcher bloß ihre blutgierigen Augen hervorleuchteten.

Held Simon küßte das Antlitz des toten Bruders und ließ ihn nicht den wilden Untieren zur Beute zurück, sondern lud ihn auf die Schulter und trug ihn durch den langen Gang, bis er bei tiefer Nacht in den Wald hinausgelangte. Die beiden Hunde waren ihm dicht auf den Fersen, doch wagten sie ihn der brennenden Fackel halber nicht anzugreifen.

Draußen im Walde grub er ein Grab für den Toten, wälzte schwere Steine über dasselbe, schnitt ringsum Kreuze in die Rinde der Bäume, damit er den Ort jederzeit wiedererkennen könne und verließ erst, nachdem er die Sterbegebete verrichtet hatte, den Ort der Trauer.

Der Nordstern führte ihn weiter nach den Grenzkarpathen.

Zwei Nächte lang reiste er ununterbrochen, während er sich beitage verborgen hielt, und im Morgengrauen des vierten Tages erblickte er auf einer Bergspitze das einfache Kreuz, von welchem ihm der Klausner gesprochen.

Dort war inderthat ein Stein der Zuflucht.

Die tapferen Templer, rote Brüder, wie sie das

Volk gemeiniglich nannte, hatten dort Zufluchtsstätten für die aus allen Theilen des Landes Fliehenden erbaut und wenn sich zuweilen vereinzelte Tatarenhorden dahin verirrten, wurden sie blutig zurückgeschlagen. Hier hatte ihre Macht ein Ende.

Endlich im dritten Jahre säuberte die Hand des HERN unser armes Vaterland von den Horden Gógs und Mágógs. Jedermann kehrte zu seiner zerstörten Geburtsstätte zurück.

Auch der König kehrte zurück und griff, die Zügel der Regierung aufsneue erfassend, mit eiserner Faust unter die Schar der Verräter und Bösewichte, die das Land mit dem Feinde um die Wette verwüstet hatten.

Es wurden umherziehende Gerichtshöfe eingesetzt, die unter Vorßiß des Großgrafen an der Gemarkung eines jeden Bezirks die angeklagten Missethäter in die Schranken riefen. Wen schwere Klagen belasteten, der mußte sich Gottesurteilen unterwerfen, entweder in Wasser- oder Feuerproben, oder wenn es ein kampfes- kundiger Held war, mit dem Ritter des Landes kämpfen, der durch Helm und Panzer geschützt war, während der Angeklagte außer Schild und Schwert keine weitere Waffe besaß.

Viele gottlosen Bösewichte, zu den Tataren über-  
gegangene Verräter, Glaubensverleugner, Ismaeliten,

Menschenflächter und Raubritter küßten auf diese Weise. Und einmal kam auch die Reihe an Fulkó. Der Landesherold heftete auch an sein Burgthor den Eisenhandschuh des Anklägers und die Vermessenheit des Raubritters war so groß, daß er nicht floh, obschon er es hätte thun können, sondern sich mit all seinen Sündengenossen, mit seinem Unteranführer Saksin und Meryza dem Richtersthule stellte. Sziona blieb allein in der Burg.

Meryza feuerte Saksin, der eine ungeheure Körperstärke besaß und auch im Zweikampf geübt war, an, keine Furcht zu haben, sondern den Ritter des Landes zu töten. Zu diesem Zwecke bereitete sie ihm mit teuflischer Kunst ein Hemd, welches jedweder Waffe Widerstand leistete und gab ihm ein Schwert, welches das Eisen durchbringt als wäre es Samt.

Derart gewappnet trat Ritter Saksin in die Schranken, wo auf einer Seite bereits der Ritter des Landes harrte, in der Mitte, unter einem Thronhimmel, der Großgraf saß und neben ihm auf der andern Seite der Herold stand, der von einer Liste die Vergehen der Angeklagten verlas: daß sie die, welche bei ihnen Zuflucht gesucht, unbarmherzig getötet und mit Gottes heiligen Handlungen schändlichen Spott getrieben.

Die Angeklagten erwiderten, daß alle Anklagen er-

logen seien, denn sie wähten alle tot, die gegen sie hätten zeugen können.

„Ich erkläre alle diese Beschuldigungen für schändliche Verleumdung!“ rief Ritter Saffin trotzig, „und nehme den Kampf an mit dem Ritter des Landes!“

„Nun dann sollst du erfahren, mit wem du kämpfst!“ rief der andere aus und stieß sein Helmgitter zurück. „Ich bin Simon Koppand, den Orkus und Grebus ungefressen ließen!“

Beim Klange dieser Stimme, beim Anblick dieses Gesichtes entsank das zauberkräftige Schwert der Hand des großen starken Mannes; er war nicht mehr fähig zu kämpfen, sondern streckte bloß die Hände nach den Ketten aus und versprach, alles zu gestehen.

Als Ritter Fulkó die Namen Orkus und Grebus vernahm, schwang er sich rasch auf sein Pferd und sprengte wie rasend davon; wohl jagte man ihm nach, doch vermochte man ihn nicht zu erreichen; niemand weiß, was aus ihm geworden. —

Nur Meryza blieb trotzig und ungebeugt. Als ihr Vater bereits geflohen und Saffin alles gestanden hatte, leugnete sie noch immer ihre Mitschuld; sie wollte von gar nichts wissen. Bei der Wasserprobe sank sie unter und ertrank im Wasser.

Saksin ward auf der Stelle gevierteilt, die übrigen Räuber wurden geköpft.

Nach vollzogenem Urteil schenkte der König die Burg Ritter Fulkós dem waderen Simon, der die dort vorgefundenen ungeheuren Schätze dem tapferen Orden der Tempelherren überwies.

Sziona aber machte er jetzt wirklich zu seiner Ehegattin, indem er sich zum zweitenmale und in Wahrheit mit ihr trauen ließ. Beide lebten noch lange als glückliches Ehepaar mit einander und der Name Koppand blieb noch Jahrhunderte hindurch erhalten.

Gott der Herr aber beschütze die Ungarn auch weiterhin gnädiglich!

---

# Die familie Bardy.

---



Wir befinden uns tief in den Siebenbürger Karpathen. — Eine wundervolle Gegend! Bei klarem Wetter kann man vom Gipfel des Berges weit nach Ungarns Ebenen hineinblicken. Die übereinander gestürzten Felsen sind ausnahmslos mit dichten Urwäldern bewachsen, die soeben ihr hellgrünes Frühlingsgewand anzulegen beginnen. Im Glanze der Sonne erscheinen die entfernteren Spitzen in einem ungewissen fliebfarbenen Nebel verwaschen, bloß die äußersten Umrisse sind von einer schwachen Goldabscattung umrändert.

Weit, weit weg schimmert an einem abgeschorenen Bergabhang ein Kastell, von welchem sich eine prächtige Aussicht eröffnet. Vor der Stirnseite desselben erhebt sich ein hoher schlanker Felsen, dessen Spitze ein weithin sichtbares Kreuz schmückt. Unten, in der Tiefe des Thales, ist ein zerstreut liegendes Dorf sichtbar, dessen Abendglocken in wunderbarer Weise durch die feierliche Stille tönen.

Noch entfernter ragt aus dem Walde ein zerfallenes  
Sofai, Blumen des Ostens.

Dach empor, und das wiederhallende Geflapper, sowie der hervorrieselnde schmutziggelbe Bach, der dort entspringt, läßt eine Stampfmühle vermuten.

In immer größerer Entfernung tönt aus dem dichten Walde der paarweise Schlag von Hämmern, und der Schein des in dunklen Nächten den Himmel weithin rötenden Feuers bezeichnet die Stelle des Eisenhammers.

Unten, in der Thalebene schäumt silbern ein schlängelnder Fluß, der bei allen hundert Schritten einen Wasserfall bildet und an den Stellen, wo er zur Zeit der Schneeschmelze überzutreten pflegt, riesige Felsmassen zurückgelassen, die er von seinem Laufe durch das Gebirge mit sich gerissen.

Aus dem kleinen Thalborse führt ein durch die Berglehne gebahnter Schlangenweg zu dem Schlosse empor, während jenseits desselben über den Bergsattel ein von Sturm und Regen ausgewaschener zerklüfteter Pfad nach einer etwas entfernteren Ortschaft leitet.

Das Schloß selbst bildet ein geschmackvoll erbautes Herrenhaus mit grauen Sommerläden. Die Stelle, an welcher es sich erhebt, ist von uralten riesigen Nußbäumen beschattet, in jenem Hofe blühen in Beeten, die von abenteuerlich geschlängeltem See gras umrändert sind, frühsprießende Märzblumen und Windröschen, und zu

den in der lauen Frühlingsluft geöffneten Fenstern guckt zuweilen ein fröhliches Kinder Gesicht heraus.

Das Schloß ist auf allen Seiten von einem dichten Eisengitter umgeben, dessen steinerne Säulen das dicke Geranke des immergrünen Epheus schmücken. — — —

An einem Frühlingstage des Jahres 1848 saßen in dem Speisesaale des Schlosses dreizehn Personen beittische.

Alle waren die Glieder einer Familie. Alle führten den Namen Bärby.

Obenan an der Spitze des Tisches saß eine alte, bejahrte Dame, Frau Antonie von Bärby. Sie war über achtzig Jahre alt, hatte schneeweißes und sehr sonderbar gekräuseltes Haar und trug eine weiße Haube. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Leben mehr; es war ein bleiches, runzeliges Antlitz mit eingefallenen Augen, die Gestalt schien ganz zusammengebrochen und die Augen waren auch beim Sprechen, ohne Unterlaß nach aufwärts gerichtet, wie es bei Erblindeten der Fall zu sein pflegt. Ihre Hände zitterten, ihre Stimme noch mehr, und die langen, dichten, schneeweißen Augenbrauen hatten etwas unsäglich Rührendes an sich.

Ihr zur Rechten saß ihr ältester Sohn Thomas von Bärby, ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren. Ein stolzes, bedeutendes Gesicht, mit stets gefalteter Stirne; das Haar war noch immer dicht und

braun mit wenigen Silberfäden untermischt, sein Bart war lang und schwarz, das Auge blickte hart und durchdringend, die Haltung war gerade, trotzig und unbeugsam. Ein wahres Muster des alten Adels.

Ihm gegenüber saß der Liebling der Familie, Henriette, ein sanftes, engelshönes Mädchen von fünfzehn Jahren. Die großen blauen Augen waren von langen Seidenwimpern beschattet, das Gesicht schien von einer reinen durchsichtigen Weiße, bloß wenn es lächelte, wurde es von einem zarten Rosenhauch überzogen, das Haar war dicht, aber fein und weich wie Seide und von silbernem Schimmer. Dieses junge Geschöpf stammte eigentlich gar nicht aus dieser Familie, sondern war bloß die verwaiste Tochter eines sehr entfernten Verwandten, welche die Familie Vardy an Kindesstatt angenommen, weil auch sie den Namen Vardy führte und sie es nicht zugeben konnte, daß irgend jemand, der Vardy heiße, Not leide. Dieses schöne Mädchen wurde aber deshalb der Liebling der ganzen Familie, weil sich infolge der auf dasselbe verschwendeten Liebesbeweise kein Familienglied zurückgesetzt fühlen konnte und jedermann diese Beweise für eine der elternlosen Waise gebührende und jederzeit zu zollende Pflicht ansah.

Unter den übrigen Familienmitgliedern gab es noch zwei Frauen.

Eine Wittve Katharina, die Tochter des Familienoberhauptes, die seit Jahren bloß Trauerkleider trug, und eine junge Frau, die Gattin des jüngsten Sohnes, an deren Seite in einem kleinen Lehnstuhle ihr stammelndes Kindlein saß, mit dem in dem dicken Händchen gehaltenen Löffel in der Luft herumfuchtelte und vor Freude kreischte. Es lernte um diese Zeit gerade essen und sprechen, und die Familie riet, was es gesagt habe, und was es am liebsten esse.

Weiterhin saßen zwei Männer neben einander. Einer von ihnen, der Gatte der jungen Mutter, namens Josef, hatte ein schönes regelmäßiges Gesicht mit schwarzem Bart; sein glückstrahlendes Antlitz war zu einem häufigen Lächeln verzogen, während er mit kleinen Brotkügelchen bald seinen kleinen Sohn, bald seine liebliche Gattin beschloß.

Jener untersezte breitschulterige Mann mit dem pockennarbigem Gesicht war sein Bruder Barnabas; ein herkulisch starker, ernster, schweigsamer Mensch. Die mächtigen Fäuste ruhten auf dem Tisch, das lange Haar war nach Bauernart zurückgekämmt, Bart trug er der Bockennarben halber nicht, sein Stiernacken verriet die ihm verliehene Kraft: — übrigens gewahrte man fortwährend das Bemühen an ihm, sein abstoßendes Aeußeres durch zuvorkommende Güte zu mildern.

Neben ihm saß ein armes kleines verkrüppeltes Kind. Auf seinem bleichen, unschönen Gesichte lagerte jene leidende Sanftmut, die das gewöhnliche Merkmal der Verwachsenen bildet. Das spärliche Haar, die Knochenhände und die bucklige Schulter erweckten lebhaftes Mitleid bei seinem Anblicke. Es war der verwaiste Enkel der bejahrten Frau, dessen Vater und Mutter bereits vor Jahren gestorben.

Am andern Tische saßen zwei gleich gekleidete Kinder im Alter von höchstens fünf Jahren, die einander so ähnlich waren, daß man sie fortwährend hätte verwechseln können. Es waren Zwillinge des jungen Ehepaars.

Neben ihnen saß Emmerich von Bärby, ein junger Mann von zwanzig Jahren. Ein schönes lebensfrisches Gesicht, eine wohlgebildete, kräftige Gestalt mit gewinnendem Benehmen; Schnurr- und Backenbart begannen erst zu sprießen, das schwarze Haar war in natürliche Locken gekraust. Er war der einzige Sohn des an der Spitze des Tisches sitzenden Hausherrn.

Neben ihm endlich saß ein alter Mann mit schneeweißem Haar und weingerötetem Gesicht. Er war ein naher Verwandter des Familienoberhauptes, mit ihm aufgewachsen und ergraut, namens Simon von Bärby.

Und alle Gesichter hatten einen gemeinschaftlichen

Familienzug: die hohe Stirn und die großen, dunkelblauen, beredten Augen unter den dichten starken Brauen.

\* \* \*

Dreizehn Personen saßen beittische.

„Wie sonderbar!“ sprach ein Glied der Familie: „wir sitzen jetzt zu dreizehn beittische.“

Das Kleinste war an dem Tage zum erstenmal an den Tisch geführt.

„Eines von uns wird sterben,“ erwiderte die Greisin müden zitternden Tones, in welchem ernste Ueberzeugung ausgedrückt zu sein schien.

„Oh, wir sind unser nicht so viele,“ widersprach die liebliche junge Frau. „Wir sind unserer bloß zwölf-einhalb, denn dieser Däumling wird sogar auf der Eisenbahn bloß für eine halbe Person gerechnet. Und damit nahm sie den Kleinen auf ihre Knie.

Nun lachten alle über den Einfall. Dem Gatten der jungen Frau rannen die Thränen über die Wangen, auch die kleinen Zwillinge lachten, das Gesicht des goldlockigen Mädchens überflog ein liebreizendes Lächeln, der hertulische Mann lachte aus vollem Halse, und der junge Mann am Tischende lachte über den Aberglauben. Selbst das Gesicht des kleinen Krüppels zeigte ein verspätetes, versäuertes Zucken. — —

Wenn jemand diesen glücklichen Menschen gesagt hätte:

„Heute sizet ihr zu dreizehn beittische. — Es ist Frühling, die Bäume beginnen zu grünen. — Wenn die letzten Blätter von diesen Bäumen fallen werden, wird kein einziger mehr von euch dreizehn am Leben sein!“

Wenn dies damals jemand gesagt hätte! wer hätte es geglaubt?

---

Die Blätter begannen von den Bäumen zu fallen.

In einem Gemache des Bärby-Schlosses sehen wir den Mann mit dem adelsstolzen Gesichte und seinen Sohn, den zwanzigjährigen Jüngling.

Der Vater schritt heftig grade durch das Zimmer, der Sohn stand im Soldatenanzuge am Fenster. Er hatte einen grauen Dolman mit roter Verschnürung, den roten Eschako mit der dreifarbigigen Bandschleife hielt er in der Hand, an seiner Linken funkelte das stählerne Schwert. Dies war das Waffenkleid der Matthias-Husaren.

Der Jüngling war gekommen, um von seinem Vater Abschied zu nehmen, bevor er in den Krieg zog. Dem Willen seines Vaters entgegen, hatte er sich in Klausenburg der berittenen Freiwilligenschar angeschlossen; — heftig schritt der Vater durch das Zimmer auf und nieder.

„Gehe — und so bald wie möglich, — damit ich dich nicht mehr vor mir sehe,“ sprach er in abgerissenen Sätzen zu seinem dort stehenden Sohne. „Glaube ja nicht, daß Born aus mir spricht, — ich fürchte mich vor dir; — ich blicke dich mit Entsetzen an, — ich verliere den Verstand, wenn ich an dich denke. — Du bist mein einziger Sohn, — du weißt es, welche Hoffnungen ich an dich geknüpft, du weißt es, wie unendlich ich dich liebe. — Doch wenn du in meinen Augen Thränen siehst, so glaube nicht, daß dieselben deinet halben über diese Wangen rollen, die noch niemals Thränen gekannt. — Denn wenn ich wüßte, daß der härteste Schlag, der mich treffen könnte, der sein wird, daß du dein Leben verlierst, so würde ich mein Haupt neigen und sprechen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, sein Name sei gepriesen. — Wenn ich wüßte, daß du und deine wahnwitzigen Gefährten in einer wütenden Schlacht bis auf den letzten Mann aufgerieben werden würden, würde ich die Thräne unterdrücken, die mein brennendes Auge zu kühlen käme; euer Blut aber wäre ein Fluch für jenen Boden, auf welchem es vergossen worden! — Und euer Tod würde der Tod zweier Reiche sein.“ —

„Sie werden sterben und werden neu geboren werden.“

„Das ist nicht wahr! Ihr betrügt euch ja selber damit, daß ihr Neues erbauet indem ihr das Alte zerstört! — Ihr seid Heiligtumschänder! Wer hat euch betraut, mit dem Schicksal des Vaterlandes Gott zu versuchen? — Wer hat euch geheißsen, alles von euch zu werfen, was besteht, bloß in der Hoffnung auf das, was sein wird? Jahrhunderte hindurch hätten so viele ehrenhafte Menschen ohne Grund für diese alte, zerbröckelnde Verfassung gekämpft? waren die Fähnlein nicht gute Vaterlandsfreunde, oder waren es keine mutigen, tapferen Männer? Oder lieben keine Gesinnungsgenossen, weil sie im Landtage den besorgten Volksgenossen niederschreien, das Vaterland mehr, wie wir, die wir von Geschlecht zu Geschlecht Blut und Vermögen für dasselbe opferten und selbst Schmach für dasselbe erduldeten, wenn es sein mußte, nur um sein Leben zu erhalten? Wohl schwand das Leben des Volkstammes unter unseren Händen, doch es war ein Leben: ihr verheißet ihm Ruhm, aber der Name dieses Ruhmes lautet: Tod!“

„Das kann sein. — Wir mögen inbezug auf uns selbst diese Heimat verlieren, doch gewinnen wir statt dessen einem Volke von zehn Millionen ein Vaterland, welches unserm Volk auf der eigenen Muttererde fremd gewesen.“

„Sirngespinnste! Das Volk wird euch nicht verstehen, und dies kann gar nicht anders sein. Was ihr ihm geben wollt, davon hat es niemals geträumt. Nächst dem Fleiße ist es das Wohlleben, was unser Volk benötigt. Frage wen immer unter meinen Leibeigenen, ob es nur einen einzigen unter ihnen giebt, den ich hungern, dessen Familie ich verderben ließ? Ob ich ihnen zur Zeit der Hungersnot nicht beistand, ob ich jemals ungerecht gegen sie gewesen! Du wirst keine einzige Klage gegen mich vernehmen. Und dann sage ihnen, daß ich sie dennoch unrechtmäßig behandle, weil ich sie nicht von ihrem Pfluge hinwegrufe, um sie zu fragen, wie sie über Gesetzgebung, Verfassung, Rechtspflege denken! Sie werden dich angaffen; trotzdem aber ist es möglich, daß sie mich im mißverstehenden Zorne eines Nachts überfallen und mir das Haus über dem Kopfe in Brand stecken.“

„Auch hierin trüge die Verkehrtheit der Zeitläufe die Schuld. Daß das Volk die höheren Ziele nicht zu begreifen vermag, ist ebenfalls ein Ergebnis der in der Vergangenheit begangenen Thorheiten. Möge das Volk erst frei, möge es Mensch sein, so wird es schon all das verstehen, was ihm bisher fremd war.“

„Diese Freiheit aber wird Hunderttausenden das Leben kosten.“

„Das leugne ich nicht. Ja ich glaube sogar, daß die Früchte dieser Bewegung weder mir noch dem jetzigen Menschenalter zugute kommen werden; ich glaube, daß von jenen, deren Namen jetzt von der Welt genannt werden, nach wenigen Jahren kein einziger mehr am Leben sein wird. Den Dahingeshiedenen wird keine Thräne nachgeweint, sie werden keines Ruhmes theilhaftig werden; ja Schmach und bittere Flüche werden ihren zerfallenen Gebeinen folgen; doch die Zeit wird kommen, die auf der von ihnen geschaffenen Grundlage daß große Gebäude errichten, und den Namen derjenigen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, die sich für das Glück des künftigen Geschlechtes geopfert. — Es ist schön, für das Vaterland zu sterben; aber für das Vaterland zu morden, den Fluch tausender mit ins Grab zu nehmen, verachtet, verdammt für das Heil der zukünftigen Millionen — ist eines Messias würdig!“

„Mein Sohn! mein einziger Sohn!“ rief der Vater weinend und fiel dem Jüngling gebrochen um den Hals und schluchzte bitterlich, krampfhaft. „Siehst du diese Thränen?“

„Ich sehe sie, mein Vater. Zum erstenmal in meinem Leben sehe ich dich weinen. Raum vermag meine Seele diese Thräne zu ertragen. Und ich gehe doch. Du hast Grund, mich zu beweinen, denn ich bringe

nicht Freude, nicht Ruhm mehr über dein Haupt, und ich gehe doch. Ein Traumbild, stärker als der Ehrgeiz, stärker als die Vaterlandsliebe, flammt in meiner Seele, und daß mein Glaube an dieses mächtig ist, möge beweisen, daß ich deine Thränen sehe und dennoch gehe.“

„Geh!“ stammelte der Vater gebrochen, niedergeschmettert. „Es ist möglich, daß du fallen wirst und ich dich niemals wiedersehen werde; es ist möglich, daß du wiederkehrst und weder das alte Vaterland, noch das Grab finden wirst, in welchem dein Vater ruht. Aber auch dann sollst du wissen, daß ich dir weder in deiner, noch in meiner Todesstunde geflucht habe. Laß mich allein!“ — damit wandte er sich ab und winkte seinem Sohne, er möge das Zimmer verlassen.

Wortlos verließ dieser das Zimmer, und als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, als ihn niemand sah, stürzten heiße Thränen aus seinen Augen. Als aber beim ersten Schritt, den er that, sein Schwert klirrend am Boden aufstieß, kehrte wieder kalte Entschlossenheit auf sein Gesicht zurück, und statt der Thränen zeigten seine Augen jetzt das Funkeln festen Mutes.

Er begab sich nun zu seinem Bruder Josef, um sich von ihm zu verabschieden.

Er fand ihn von seiner Familie umgeben. Seine Zwillingssöhne spielten auf der Erde zu seinen Füßen,

er selbst ergöhte sich an dem jüngsten, mit dem seine junge Gattin „Versteckens“ spielte, und der stets laut aufjauchzte, wenn die Mutter hinter dem Lehnstuhl des Vaters zum Vorschein kam.

Das Gerassel von Emerichs Schwert störte die Familie bei ihren Spielen. Die beiden kleinen Burschen rannten hin zu ihm und bewunderten den Säbel des Onkels und die glänzende Quaste daran, während der Säugling beim Anblick des jungen Mannes, den er in dem Waffenkleid nicht erkannte, zu weinen begann.

„Sei ruhig, mein Kind!“ beschwichtigte ihn die Mutter, indem sie ihn aus den Armen des Vaters nahm; „Onkel zieht in den Krieg und bringt dir von dort ein goldenes Roß mit.“

Josef schüttelte kräftig die Hand des Scheidenden und sagte: „Gott behüte dich!“ — Dann fügte er leise hinzu: „du bist der Stattlichste in der ganzen Familie; du hast recht gehandelt.“

Dann küßten ihn alle der Reihe nach und entließen ihn unter heiterem Lärm.

Von hier begab er sich zu seiner Großmutter. Unterwegs begegnete er seinem Bruder, dem herkulischen Mann, der ihn lange umarmt hielt und dann, ohne ein Wort zu reden, davonstürzte.

Die Greisin saß in einem auf Säubern ruhenden

Lehnstuhl, denn sie vermochte schon seit langer Zeit nicht mehr zu gehen. Als sie das Klirren des Schwertes vernahm, fragte sie, wer da komme?

Das schöne blondlockige Mädchen saß neben ihr und antwortete errötend: „Emerich“.

Mit welcher Innigkeit, mit welcher Wärme ward dieser Name ausgesprochen!

Das Mädchen fühlte, daß ihm dieser Jüngling mehr denn ein Verwandter, und daß die Empfindung, mit der es von ihm träumte, mehr als schwesterliche Liebe sei.

Außer den beiden befanden sich in dem Zimmer noch die in Trauer gekleidete Frau und der kleine Krüppel, der mit müdem Gesichtsausdruck auf einem niedrigen Schemel zu Füßen seiner Großmutter saß.

„Wozu hast du das Schwert an deiner Seite, Emerich?“ fragte die Greisin mit zitternder Stimme. „Es sind jetzt böse Zeiten, sehr böse Zeiten. Doch da es uns Gott so zugebacht, wer vermag es abzuwenden? — — In meinen Träumen habe ich wieder mit meinen Toten gesprochen. Es schien mir, als wenn sie insgesamt bewaffnet zu mir gekommen wären und mir gewinkt hätten, mit ihnen zu gehen. Ich bin bereit dazu, voll Dank lege ich mein Leben in die Hände des Herrn zurück. Vergangene Nacht sah ich am Himmel

zweimal hintereinander die Zahl 1840 in feurigen Buchstaben erscheinen. Wer weiß, was uns bevorsteht! Wir erleben böse, sehr böse Zeiten. Weshalb hast du dich mit einem Schwert umgürtet, Emerich? Es wird einen Krieg geben, nicht wahr? Der Menschen sind zu viele auf der Erde? Ihr habt keinen Platz mehr nebeneinander, nicht wahr?"

Schweigend zog Emerich die Hand der Großmutter an die Lippen.

„Du ziehst also in den Krieg? Gott geleite dich auf deinen Wegen, wenn du an einem Kreuze vorübergehst, versäume nicht, zu dem Herrn über Leben und Tod zu beten,“ sprach die greise Großmutter, und die vertrocknete Hand auf das Haupt des Enkels legend, stammelte sie: „Der Allmächtige beschütze dich! — —“

„Auch mein Gatte war so schön und jung wie du jetzt bist, als ich ihn verlor,“ seufzte die Frau im Trauerkleide, als sie den Schwager umarmte. „Schöne deines Lebens!“

Der kleine Krüppel umschlang schluchzend die Knie seines Bruders und bat ihn weinerlichen Tones, nicht zu lange in der Ferne zu bleiben, denn er werde sich fürchten daheim.

Zulezt kam Henriette an die Reihe.

Mit niedergeschlagenen Augen näherte sie sich dem

scheidenden Jüngling, der in seinem Waffenkleide so schön, so stattlich erschien, und befestigte mit den kleinen weißen Händen eine gestickte Bandschleife über dem Herzen des Jünglings, welche die fünf Farben zeigte: blau, gold, rot, weiß und grün.

„Ich verstehe dich!“ sprach mit freudiger begeisterter Ueberraschung der Jüngling und schloß das liebe Mädchen innig in die Arme; „dies sind Siebenbürgens Farben, vereint mit denen Ungarns. Ich werde deinen Farben zur Ehre gereichen.“

Das junge Mädchen ließ sich umarmen, und als es sich aus den sie umschlungen haltenden Armen befreit hatte, stammelte es in süßem Schmerz: „Denke an mich.“

„Wenn ich nicht mehr an dich denken werde, so bin ich auch nicht mehr am Leben.“

Damit küßte er die Jungfrau auf die Stirn, sagte seinen Geliebten noch einmal „Lebewohl!“ und entfernte sich, den roten Tschako sich aufstülpend.

Sein Säbel klirrte auf den Treppenstufen.

Im Erdgeschoß wohnte in einem kleinen Zimmer der alte Verwandte; auch zu diesem trat er ein, um sich zu verabschieden. Der gute alte Simon sprach die ermutigenden Worte zu ihm: „Daß du, Junge, aber vielen Türken das Lebenslicht ausblasest!“

„Wir werden es nicht mit den Türken zu thun haben,“ erwiderte der Jüngling lächelnd.

„Nun, dann den Franzosen,“ verbesserte sich der dem vergangenen Jahrhundert angehörende Greis.

Unten vor dem Thor wartete der Reitknecht mit zwei gesattelten Pferden auf den Jüngling.

„Ich benötige dich nicht, du kannst zuhause bleiben,“ sagte Emerich zu ihm, schwang sich, die Bügel des einen Pferdes ergreifend, in den Sattel, drückte den Tschako fester auf und sprengte, dem Pferde die Sporen gebend, davon.

Als er bei dem Kreuze ankam, erinnerte er sich zwar nicht an die Ermahnung seiner Großmutter, aber umsomehr an das liebliche, blondlockige Mädchen. — Er blickte zurück. — Aus einem Fenster wehte ihm ein weißes Tuch nach.

„Du bist es, du Sonne meines Herzens, die mir dort nachblickt,“ seufzte der junge Held, und zwei Aufhänge in die Richtung jenes Fensters absendend, sprengte er in stolzem Trabe den Weg hinab.

\* \* \*

Es waren das damals seltsame Zeiten.

Urpötzlich hatten sich die Dörfer entvölkert, die Menschen versteckt, niemand wußte, wo sie hingeraten;

die Thore fast aller Häuser waren verschlossen; abends vernahm man weder das Geläute der Glocken, noch den Gesang der von der Feldarbeit heimkehrenden Mägde; nur die zurückgelassenen herrenlosen Hunde schlüpfen auf den Gassen umher, auf welchen bereits Gras zu sprießen begann.

Emerich von Várby traf keine menschliche Seele an, als er durch das kleine Thal Dorf ritt.

Die Schornsteine rauchten nicht, durch die Fenster der Küchen schimmerte kein Feuerschein. Wer weiß, wo das Volk hingeraten?

Es begann bereits zu dämmern, und ein dünner durchsichtiger Nebel breitete sich über das Thal. Emerich wollte noch in früher Morgenstunde in Klausenburg ankommen, und so setzte er seinen Ritt während der ganzen Nacht fort.

Gegen Mitternacht stieg der Mond hinter den Bergen empor, der das gelbe und rote Laub der Bäume mit einem Silberschimmer übergoss, und bei dem fahlen Scheine verfolgte der junge Held seinen einsamen Weg über Berge und Felsen.

Alles war still, bloß das einförmige Geklapper der Pferdehufe auf dem Felsenweg tönte durch die Nacht. Die Hämmer der Eisenwerke, sowie die der Erzstampfen ruhten ebenfalls.

In tiefen Gedanken versunken saß Emerich auf seinem Pferde, als das kluge Tier plötzlich stehen blieb und mit gespitzten Ohren den Kopf zurückzuwerfen begann.

„Nun, nun,“ sprach der Jüngling begütigend, „hier sind noch keine Geschütze, und schon fürchtest du dich?“

Das Pferd trabte weiter, doch schüttelte es fortwährend unruhig den Kopf und schnaubte und wieherte furchtsam.

Der Weg führte an einer Stelle zwischen zwei einander sehr nahe stehenden Felsen hindurch, die nach dem Muster des Berggriffes zu Lorda die entzweigespaltene Teile eines Felsens zu sein schienen. Der Pfad wurde hier von einem natürlichen Graben unterbrochen, welcher von einer so gut wie möglich aus Balken roh gezimmerten Brücke überspannt war.

Bei dieser Brücke angelangt, begann sich das Pferd zu bäumen, wandte sich zurück und wollte, so heftig ihm Emerich auch die Sporen geben mochte, die Brücke nicht betreten; mit den Hufen stampfend blieb es vor derselben stehen. Endlich nahm der Reiter das Tier fest zwischen die Schenkel und versetzte demselben einen heftigen Hieb mit den Zügelriemen, worauf das Ross mit einem wilden Sprung über die zwei Klafter lange

Brücke setzte, dann sich aber wieder umkehrte und zurückzuweichen begann.

In demselben Augenblick, wo das Pferd über die Brücke setzte, erhob sich ein furchtbares Geschrei aus dem sich unter ihr befindlichen Graben, welches der Wiederhall, oder ein ähnliches Geschrei aus den Felsenriffen beantwortete, und im nämlichen Augenblick sprangen auch zehn bis fünfzehn schmutzige Männer mit sentrecht gehämmerten Sensen bewaffnet, auf die Brücke.

Zur gleichen Zeit schien auch hinter den Vorsprüngen der Felsen, welche den Weg hier einzwängten, eine ganze Schar bewaffneter Bolles hervorkommen.

Jetzt hätte der Reiter noch Zeit gehabt, umzukehren und sich durch die sich hinter seinem Rücken befindliche kleinere Schar einen Weg zu bahnen, doch schämte er sich vielleicht, seinen ersten Kampf mit einem Rückzug zu beginnen, oder unterschätzte die ganze Schar seiner Angreifer, oder wollte endlich um jeden Preis zur festgesetzten Zeit in Klausenburg eintreffen. Denn statt sich zur Brücke zurückzuwenden, sprengte er gegen die Felschlucht, von wo ihm das mit Sensen und Heugabeln bewaffnete Volk entgegenströmte.

„Mir aus dem Wege!“ brüllte ihnen Emeric zu, worauf zwei Männer seinem Pferde sofort in die Bügel

fielen, während sich die Uebrigen mit hoherhobenen Sensen wütend auf ihn stürzten.

Zwei Schiffe trachten, Emerich hatte sein Pferd befreit und inmitten der unbeholfen umherfuchtelnden Sensen konnte man sein blitzendes Stahlschwert sehen, wie es funkensprühend und Wunden schlagend, rasch wie der Blitz nach rechts und nach links fuhr. Den Zeitpunkt benützend, wo seine Angreifer, um zu einem allgemeinen Angriff auszuholen, vor ihm zurückwichen, setzte er mit einem furchtbaren Sprunge über die Menge hinweg und jagte der Felschlucht zu.

Er gewahrte nicht, daß oben auf der Felsenspitze Leute mit großen Steinen auf ihn warteten, die ihn widerstandslos erschlagen konnten, sowie er in die Schlucht gelangt.

Raum noch einige Klafter von der Felsenenge entfernt, aus welcher er lebend nicht entkommen wäre, stürzte ihm ein Mann von mächtigem, fast übermenschlichem Wuchse aus einem Felsenriß entgegen, und zwang mit unwiderstehlicher Gewalt die Bügel des Pferdes ergreifend, dasselbe, sich hoch aufzubäumen.

Der Kopf des Riesen war durch einen römischen Metallhelm geschützt, in der Linken hielt er ein zwei Fuß langes, breites Schwert.

Der Jüngling führte einen Hieb nach dem Kopfe seines Angreifers, daß der Helm halb gespalten herun-

terfiel; doch brach sein Säbel bei dem Hiebe entzwei, während das von dem Riesen auf die beiden Hinterfüße emporgehobene Pferd das Gleichgewicht verlor und seinen Reiter von sich warf, der von der Wucht des Sturzes besinnungslos zur Erde niederstürzte.

In diesem Augenblick fiel ein Schuß von der Felsen Spitze.

„Wer hat dort geschossen?“ brüllte der Riese mit furchtbarer Stimme.

Die blutdürstigen Walachen stürzten sich heulend auf die entwaffnete Beute, die schutzlos und ohne Besinnung auf der Erde lag.

Doch die Stimme des Riesen übertönte das tierische Geheul:

„Wer war das, der auf mich geschossen?“

Betroffen blieben die Walachen um ihn her stehen.

„Ich wollte nicht auf dich schießen, Oberst sondern auf den Husaren,“ stammelte zitternd einer unter ihnen, den der scharfe Blick des Riesen schon von weitem erspäht hatte.

„Du lügst, Verräter; deine Kugel traf meinen Panzer. Wenn ich mein Stahlhemd nicht an hatte, wäre ich jetzt tot.“

Der Mensch war leichenfahl.

„Dich hat der Feind bestochen, damit du mich tötest.“

Der Angeklagte wollte sprechen, doch erstarb ihm das Wort auf der Zunge.

„Hängt ihn auf! Er ist ein Verräter!“

Wütend fiel die Menge über den Angeklagten her, und schleppte denselben, ihn in die Luft emporhebend, zum nächsten Baum; das Geschrei, welches der Verräter ausstieß, bewies, daß das Urteil vollzogen ward.

Allein geblieben mit dem Jüngling, schwang sich der Oberst rasch auf dessen Pferd, legte den ohnmächtigen Ritter quer über den Sattel vor sich und sprengte, ehe noch die heutigierige Menge zurückgekehrt war, auf demselben Wege zurück, auf welchem Emerich dahergekommen war.

An der Brücke stand auch jetzt noch eine Schar Aufständischer, der Oberst verdeckte den Jüngling mit seinem Mantel, damit man nicht sehe, was er mit sich führte, und rief den Leuten, als er an ihnen vorüberritt, flüchtig zu:

„Folget mir nach Topánfalva!“

Als er meinte, daß man ihn nicht mehr sehen könne, schlug er einen steilen Bergpfad nach links ein und zog sich in das Waldesdickicht.

\* \* \*

Der Morgen brach an. Die Sonne sandte ihre

ersten Strahlen über die in herbstlicher Röthe schimmern-  
den Bergspitzen.

Zuweilen machte der Jüngling in seinen Fieber-  
träumen eine Bewegung und stammelte leise den Namen  
„Henriette“. Die Sonnenstrahlen begannen warm auf  
sein Gesicht, auf seine geschlossenen Augen zu scheinen,  
und im nächsten Augenblick schlug sie der Erwachende auf.

Er befand sich in einem kleinen, einfachen Zimmer,  
durch dessen einziges Fenster die Morgensonne herein-  
schien.

Das Bett, in welchem er lag, war aus schmud-  
losem Lindenholz gefertigt und mit einem Bärenfell  
bedeckt; an dem Fußende des Bettes stand mit dem  
Rücken gegen den Kranken gewendet, ein breitschulteriger  
Mann, der mit gekreuzten Armen zum Fenster hinaus-  
starrte.

Bei dem Geräusch, welches der Erwachende ver-  
ursachte, wandte sich der Mann um. Es war der Oberst.

„Wo bin ich?“ fragte Emerich, bemüht, in seinem  
Gedächtnisse die Erinnerung an die Begebenheiten der  
jüngsten Nacht zu erwecken.

„In meinem Hause,“ antwortete der Oberst kurz.

„Wer bist du?“

„Ich bin Ruma, — Oberst beim rumänischen  
Heere, — dein Feind in der Schlacht, — gegenwärtig

dein Gastfreund, der dir eine Ruhestätte und Schutz gewährt.“

„Weshalb ließeſt du mich nicht von deinen Leuten töten?“

„Weil der Kampf ein ungleicher war. — Hundert gegen einen.“

„Ohne dich wäre ich ihnen entkommen.“

„Ohne mich wärest du getötet worden. Zehn Schritte weiter hätten dich meine Leute mit Steinen unfehlbar erschlagen.“

„Und du wolltest dies nicht?“

„Nein, denn dies hätte dem Namen der Rumänen bloß Schande gebracht.“

„Du scheinst mir ein Schwärmer zu sein, Oberst.“

„Gerade so wie du. Was in dir glüht, das glüht auch in mir. Du liebst deine Rasse, auch ich liebe die meinige. Die deinige ist gebildeter, größer, die meinige ist verlässener, stiefmütterlicher behandelt und darum ist meine Liebe zu ihr eine um so flammendere. Dich macht deine Vaterlandsliebe glücklich, dagegen beraubt mich die meinige der Ruhe. Du griffst für dein Volk zu den Waffen, ohne die Zahl deiner Feinde, ohne die Stärke deiner Freunde zu kennen; dasselbe that ich. Möglich, daß wir untergehen, möglich, daß ihr untergeht, möglich, daß wir beide untergehen; doch die

Waffen sollen nicht in der Erde vergraben werden, damit sie der Rost verzehre.“

„Ich begreife deine Schmerzen nicht.“

„Du begreifst sie nicht? Glaubst du, junger Mann, daß, ob schon vierzehnmal hundert Jahre seither verfloßen, da die Scharen des tapferen Deurbanus von dem römischen Adler überwunden wurden, es unter dem stumpfsinnigen Volk noch heute Familien giebt, bei welchen die mächtigen Ueberlieferungen des vergangenen Ruhmes von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden? daß es noch heute Leute giebt, die wissen, welcher Wald sich heute an Sarmisägethus' Stelle befindet, welche Stadt heute an jenem Orte liegt, wo Dezebal einst die berühmtesten Heere der Römer aufs Haupt schlug? Und wehe jener Stadt, wenn es dazu kommt, daß sich die Gräber, auf welchen Häuser erbaut wurden, öffnen und die vollreichen Straßen wieder zu Kampfplätzen werden sollten! Was ist aus diesem Volke, dem Erben so vielen Ruhmes, den Ueberresten der welterobernden Heerscharen geworden? Ich klage niemanden an darob, daß er es dazu gemacht, was es jetzt ist, aber auch mich soll niemand anklagen, wenn ich es dazu machen will, was es gewesen.“

„Und meinst du, daß die Zeit hierfür gekommen ist?“

„Wir haben keine Weissager, doch scheint es, daß auch die eurigen nicht in die Zukunft blicken können.“

Jetzt versuchen wir es, — gelingt es nicht, bleibt uns nichts übrig als es unseren Enteln zu überlassen, so haben wir höchstens einige Menschenleben geopfert und die sind sehr wohlfeil. Ihr setzet mehr aufs Spiel. Ihr habt so viel zu verlieren und schart euch dennoch um das Kriegsbanner. — Wenn ihr nun erst uns gleichen würdet! Wozu sollte ein Volk, welches nichts sein eigen nennt, unter welchem sich kein befähigter Kopf, kein gebildeter Mensch befindet, bei welchem jeder dritte den Namen des Popen führt und dennoch nur der hundertste lesen kann, welches von allen Aemtern ausgeschlossen ist, welches sich durch die härteste und größte Arbeit bloß mit großer Mühe zu ernähren vermag, welches nicht eine einzige größere Stadt besitzt, wozu sollte ein solches Volk nicht fragen, ob die Zeit endlich gekommen, da man sterben oder neu geboren werden kann? Außer dem Elend besitzt es gar nicht; wenn es besiegt wird, wer kann es berauben? Gar schlimm haben die für ihre Ruhe Sorge getragen, welche ein Volk soweit sinken ließen.“

„Wir griffen nicht der Stämme, sondern der Weltfreiheit wegen zu den Waffen.“

„Daran habt ihr unrecht gehandelt. Mir ist es gleichgiltig, wer über mir steht, wenn er nur gerecht gegen mich ist und mein Volk erhebt; während du die

Größe, die Macht, den Einfluß und die Vorteile deines Volkes teilen würdest, nur um in einem herrenlosen Vaterlande leben zu können.“

Lobendes Geschrei unterbrach das Zwischengespräch der beiden Männer. Eine Schar Walachen kam in ungeordneten Haufen vor das Haus des Obersten gezogen; voran ward als Siegeszeichen die rote Kopfbedeckung des Husaren auf einer langen Stange getragen.

„Wenn ich nicht gewesen wäre, würden sie jetzt statt deines Tschako deinen eigenen Kopf dort zeigen.“

Die Menge blieb vor dem Hause des Obersten stehen, und brach als sie den Anführer erblickte, in brausende Jubelrufe aus.

Der Oberst richtete einige Worte in walachischer Sprache an sie, worauf einige der Leute heftig zu widersprechen begannen und ihm den auf der Stange hängenden Tschako entgegenhielten.

Betroffen wandte sich der Oberst zu dem im Bette liegenden Jüngling.

„Dein Tschako trug deinen Namen?“ fragte er ihn erschrocken.

„Ja.“

„Unglücklicher! Wütend gemacht, daß es dich nicht gefunden, will das Volk, nachdem es deinen Namen gelesen, das Haus deines Vaters überfallen.“

„Und du gestattest dies?“

„Ich kann mich nicht widersetzen, sonst verliere ich sein Vertrauen. Ich vermag nichts zu verhindern.“

„So liefere mich ihnen aus: sie mögen ihre Wut an mir ausüben.“

„Das würde nichts nützen. Ich würde dadurch nur verraten, daß ich dich gerettet habe, ohne damit deiner Familie helfen zu können.“

„Und wenn sie jene schutzlosen, unschuldigen Menschen morden, — auf wen wird die Schmach dieses Blutes fallen?“

„Auf mich. Doch will ich dir beistehen, damit du diese Schmach von mir abwenden kannst. Willst du mir gehorchen?“

„Sprich!“

„Du legst eine Verkleidung an und eilst nach Klauenburg, wo du deine Gefährten sammeln und mit ihnen dann zur Verteidigung deines Vaterhauses herbeieilen kannst. Dort will ich dich erwarten und mit dir kämpfen; — du kannst mich dort töten, oder wenn es mein Schicksal so fügt, ich dich, und dieser Kampf wird nicht mehr so ungleich sein; wir werden Mann gegen Mann stehen in offener, ehrlicher Schlacht.“

„Ich danke dir aus vollem Herzen!“ sprach der Jüngling und drückte warm die Hand seines Todfeindes.

„Eile, — hier ist ein Bauernmantel, hülle dich in denselben und nenne meinen Namen, wenn man dich anhalten sollte. Daß du nicht walachisch sprichst, hat keine Gefahr, meine Leute sind gewöhnt, daß mich ungarische Herren in Verkleidung besuchen, zudem haben sie dein Gesicht nur des nachts gesehen, so daß sie dich nicht erkennen können.“

Während der Jüngling die Verkleidung eilig anlegte, sprach der Oberst zu seinem Volke, billigte dessen Absicht und ließ es mit dem Versprechen nach dem Schlosse aufbrechen, daß er ihm schleunigst folgen werde.

Dann verließ der junge Ritter in einen walachischen Mantel gehüllt, das Haus seines Gastfreundes und schritt flüchtigen Fußes auf dem über die Berge nach Klausenburg führenden Fußweg dahin.

\* \* \*

Mitternacht nahte heran. Die Bewohner des Bärby-Schlusses lagen in tiefem Schlaf, die Thore waren geschlossen, die Fenster finster, als urplötzlich ein teuflisches Geschrei die Schlafenden aus ihren Träumen weckte.

„Was bedeutet dieser Lärm?“ schrie Josef emporfahrend und stürzte ans Fenster.

Draußen war beim Scheine einiger brennenden Fackeln eine wild durcheinander wogende Menschenmenge

sichtbar, die unter drohendem Geschrei Sensen und Aexte durch die Luft sausen ließ.

„Die Walachen!“ brüllte zitternd ein hereinstürzender Reitknecht, der bei dem furchtbaren Getöse erschrocken zu seinem Gebieter geeilt war. — „Die Walachen!“ brüllte ein zweiter, der dem ersten auf den Fersen folgte.

„Die Thüren müssen verschlossen werden,“ sprach der Mann mit voller Geistesgegenwart; „die Hauptthüre verrammelt mit den Eichentischen des Speisezimmers. Rufet Barnabas und den Alten herbei, die Frauen sollen sich in das rückwärtige Gemach des Gebäudes zurückziehen. Nur nicht in Verwirrung geraten. Ihr alle versammelt euch in dem Rundturmzimmer, von wo das ganze Gebäude verteidigt werden kann.“

Damit nahm er zwei über seinem Bette hängende Flinten an sich und eilte in das Zimmer seines Bruders Thomas.

Dieser war bereits angekleidet. Sonderbarerweise hatte er gerade seine prächtigste ungarische Hoftracht angelegt, und sich mit einem schweren, mit Gold ausgelegten Krummsäbel umgürtet, — im übrigen schritt er sehr ruhig auf und nieder. Aus seinem Zimmer blickte der fragliche Rundturm in den Hof hinaus.

„Hörst du den Lärm?“ fragte der eintretende Bruder, dessen Antlitz glühte.

Thomas zuckte die Achseln. „Ich mußte es im voraus,“ antwortete er und schritt kaltblütig durch das Gemach.

„Und du bereitest dich nicht zur Verteidigung vor?“

„Wozu das? Sie werden uns töten. Ich war und bin darauf vorbereitet; dies muß geschehen.“

„Es wird aber nicht geschehen wenn wir uns tapfer halten. Wir sind hier acht Männer, die Mauern sind stark, die Angreifer unbewaffnet und ohne Deckung. Wir können uns hier tagelang halten, bis von Klausenburg Hilfe kommt.“

„Sie werden uns töten,“ wiederholte Thomas kalt und kein Zug regte sich in seinem Gesicht.

„So werde ich allein das Haus gegen sie verteidigen; ich habe hier Weib und Kinder, eine alte Mutter und Schwester. Ich werde sie verteidigen, selbst wenn ich allein bleiben müßte.“

In diesem Augenblicke erschienen Barnabas und Simon; ihnen folgte die in Trauer gekleidete verwitwete Schwester.

Barnabas schwang einen mächtigen, zwanzig Pfund schweren eisernen Streitkolben in der Rechten; er knirschte mit den Zähnen, seine Augen rollten wild; — man sah ihm an, daß er allein imstande wäre, die ganze Menge anzugreifen.

Sokal, Blumen des Ostens.

9

Ihm folgte die Witwe, die zwei Handgeschosse mit gezogenen Läufen mit sich brachte.

Zuletzt kam der alte Simon; er weinte, zitterte und bat, um des Himmelswillen keine Gewaltthätigkeit zu begehen.

„Beweiset, daß ihr Mut habt,“ sprach die Witwe trockenen Tones. „Umsonst dürft ihr euer Leben nicht hingeben.“

„Kommt mit mir hinaus, jagen wir sie zu allen Teufeln,“ schrie der Hektules und schwang den schweren Streitkolben, wie wenn er ein Schilfrohr wäre.

„Nur keine Uebereilung,“ unterbrach ihn Josef. „Wir fassen hier in dem Rundturm Stellung, denn von hier können wir einen jeden Näherkommenden niederschließen und wenn es dann dazu kommen sollte, können wir auf den Treppen einzeln mit ihnen kämpfen.“

„Ich werde eure abgeschossenen Waffen laden,“ warf die Witwe dazwischen.

„Um Gottes willen!“ kreischte Simon. „Was wollt ihr thun?! Wenn ihr einen einzigen von ihnen tötet, mordet sie uns alle. Sprecht versöhnlich zu ihnen, versprecht ihnen Wein, führt sie in den Keller. Gebt ihnen Geld, versöhnt sie, Thomas! Sprich du zu ihnen!“ Leuchte der Alte, zu Thomas gewendet, der ohne Erregung in dem Zimmer auf- und abschrift.

„Hier ist Verteidigung sowohl als auch Versöhnung nutzlos; — unser Tod ist gewiß,“ erwiderte er herb.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sagte Josef ungeduldig; „nimm die Waffen von der Wand, Barnabas, und gib jedem männlichen Diener eine; die sollen die rückwärtigen Fenster des Hauses besetzen; hier werden wir zwei ausreichen. Du Schwester, stelle dich hinter den Fensterpfeiler, damit dich nicht etwa ein von draußen geschleudertes Stein treffe. Wenn du ladest, so stoße die Kugeln nicht zu tief in den Lauf, damit wir mit Sicherheit zielen können.“

„Nein, ich lasse euch nicht schießen,“ kreischte der Alte, indem er Josef vom Fenster riß. „Ihr dürft nicht schießen! verhaltet euch ruhig.“

„Geh zum Ruckuf, Alter. Willst du uns vielleicht mit Weihwasser gegen einen Steinhagel verteidigen?“

Bei diesen Worten flogen mehrere Steine unter großem Geräusch durch die zerschmetterten Fenster in das Zimmer, Tische und Stühle, die sie gerade erreichten, beschädigend.

„Wartet nur so lange,“ stammelte Simon, „bis ich mit ihnen gesprochen habe; ich werde sie gewiß besänftigen, ich kenne sie ja, ich kann ihre Sprache sprechen. Es sind lauter gute Menschen und Bekannte von mir, — ich werde mit ihnen sprechen.“

„Ein schlechter Gedanke das. Wenn du ihnen mit Bitten kommst, so töten sie dich; zeigst du dich mutig, so drücken sie sich. Bleibe hier und nimm eine Waffe zur Hand.“

Diese Worte vernahm der Alte nicht mehr; er stürzte die Treppe hinunter, trat durch eine Hinterthür in den Hof, der noch nicht besetzt war und begann in walachischer Sprache weinerlichen, schluchzenden Tones zu der tobenden Menge zu sprechen.

Diese war eben beschäftigt, mit schweren eisernen Hämmern einen der das Thor haltenden Pfeiler zu zerstören und hatte bei diesem Bemühen sehr bald eine genügend große Bresche hergestellt, daß einer der Leute bequem hereinschlüpfen konnte. Simon erkannte den Mann und wandte sich zu ihm.

„Lupuj, mein Sohn, was wollt ihr hier? haben wir euch je ein Leid zugefügt? Erinnerst du dich, wie viel Gutes ich dir erwiesen? Dein Weib ließ ich von ihrer Krankheit heilen, dich habe ich von der Wehrpflicht befreit; als dein Vieh starb, gab ich dir zwei schöne Kühe? Kennst du mich denn nicht, mein Sohn Lupuj?“

„Ich bin jetzt nicht dein Sohn Lupuj, sondern ein Freiheitskämpfer!“ schrie der Walache und führte mit dem schweren eisernen Hammer, den er in der Hand hielt, einen Schlag nach dem Kopfe des Greises.

Mit einem furchtbaren Schrei stürzte dieser zusammen und starb.

In demselben Augenblick wich der ganze Thorbogen, das eiserne Thor ward aus seinen Angeln gehoben, und die Angreifer fluteten nun in den Hof, stürzten sich auf den Leichnam des gemordeten Greises und trennten mit einem Arthieb das ehrwürdige schneeweiße Haupt vom Rumpfe.

Oben in dem Rundturme sah man all dies mit an.

Wie ein wildes Tier mit blutunterlaufenen Augen stürmte Barnabas bei diesem Anblicke aus dem Zimmer, während sich Josef vorsichtig an die Wand drückte und schoß, als man den greisen Kopf seines gemordeten Verwandten auf eine lange Stange gespießt, in die Höhe heben wollte, den Menschen, der diese Stange ergriff, nieder, ebenso einen zweiten und dritten, die dasselbe thun wollten. Er schoß, schoß und schoß einen jeden nieder, der den Kopf aufhob, daß sich demselben schließlich niemand mehr zu nähern getraute.

Die Frau in den Trauergewändern lud die ausgeschossenen Waffen; Thomas saß ruhig in einem Lehnstuhl.

Inzwischen rannte Barnabas auf den Boden hinauf. Hier lagen mehrere schwere Stücke zerlegter eiserner Defen umher, die er zu einem Bodenfenster schleppte, das sich gerade oberhalb des Hauptthores befand.

Dann steckte er das große, flammende Gesicht zum Fenster hinaus und wartete, bis eine ganze Schar der Angreifer vor dem Thore stand und dasselbe zu erbrechen versuchte.

Jetzt hob er ein zentnerschweres Stück des Eisens empor und schleuderte dasselbe mit aller Gewalt auf die Köpfe der Belagerer hinab.

Ein dumpfes Geheul erhob sich; die das Thor belagert hielten, sprangen zurseite, vier oder fünf blieben tot liegen, die das niedergeschleuderte Eisenstück zutode getroffen hatte.

Im nächsten Augenblick aber ward der Angriff noch wütender erneuert, zugleich überschüttete ein Steinhagel das Haus und das Dach.

Das Thor erdröhnte unter den furchtbaren Hieben der Eisenhämmer.

Trotz des dichten Steinhagels wich Barnabas nicht von der Dachlücke und schleuderte von diesem lustigen Sitze aus mit wilder Gewalt die schweren, massigen Eisenstücke in die Tiefe; — jeder Wurf tötete zwei bis drei Menschen auf einmal.

Inzwischen tönten die Schüsse aus dem Rundturm ohne Unterlaß. Kein Schuß fiel ohne Opfer. Die Angreifer hatten bereits viel verloren und begannen schon an dem Erfolg ihrer Bemühungen zu zweifeln, als ein

Reitknecht leichenblaß zu dem hoch oben wütenden Barnabas emporeilte und ihm mit versagender Stimme meldete, daß die Walachen die rückwärtige Schloßseite mittels Leitern zu erklettern begannen und die Dienerschaft nicht mehr imstande sei, dieselben zurückzuschlagen.

Rasend vor Wut stürmte Barnabas hinab.

Im rückwärtigen Flügel lag bereits ein Diener zutode getroffen, und man konnte das Geschrei der sich den Fenstern nähernden Angreifer vernehmen, die die Mauern auf langen Leitern zu erklettern begannen.

Barnabas sprang hin. Er sah, daß an das Fenster des anstoßenden Gemaches gleichfalls eine Leiter gelehnt stand, von welcher die Walachen bereits durch das Fenster einzubringen begannen, wobei sie den sich ihnen darbietenden schwachen Widerstand leicht überwandten, während man auf der zweiten Seite emporsteigende Gestalten unterscheiden konnte.

„Hierher, ihr Elenden!“ brüllte er wie rasend und mit beiden Händen die Leiter ergreifend, drehte er sie herum und schüttelte sie, daß die auf derselben Stehenden hinunterpurzelten, hob sie dann an den beiden Enden mit übermenschlicher Kraft in die Höhe und schmetterte sie, in der Luft einen Kreis mit derselben beschreibend, mit fürchtbarer Gewalt auf die andere Leiter nieder.

Der mit unerhörter Kraft geführte Schlag zerschlug die Leiter, der obere Teil derselben sauste samt den sich an dieselbe Klammernden in die Tiefe hinab, einer von ihnen blieb mit einem Arme hängen, bis er nach den verzweifeltsten Anstrengungen mit zerrissenen Sehnen herunterstürzte und sich unten zerschmetterte.

Barnabas' Lippen schäumten, seine Augen rollten in blutigen Ringen, sein Gesicht war blau unterlaufen. So stürzte er in das anstoßende Gemach.

Ein Angreifer war dort zurückgeblieben, der als erster die Leiter betreten hatte. Diesen fand er dort vor.

Der Mann erbleichte und ließ die Art aus der Hand fallen, als er Barnabas erblickte. Das Entsetzen ließ ihn erstarren, so furchtbar war der Anblick dieses Menschen.

In wahnsinnigem Grimm stürzte sich dieser auf den Feind, ohne irgend eine Waffe bei sich zu haben, riß ihn, dessen abwehrend ausgestreckten Arm ergreifend, an demselben mit unwiderstehlicher Gewalt an sich und schleuderte ihn damit zu dem hohen Fenster hinaus, daß der Unglückselige in weitem Bogen durch die Luft flog und wahrscheinlich mit zerschmetterten Gliedern liegen blieb.

Hierher noch, so viele ihr seid!" schrie der Herkules. Sein Mund blutete von einem Stein, der ihn ge-

troffen, daß es aussah, wie wenn er Blut getrunken hätte. „Kommt alle heran, die ihr des Todes sein wollt!“

In diesem Augenblick erhob sich erschrockenes Geschrei im Hause.

Die Malachen hatten das rückwärtige Hinterthürchen entdeckt, welches Simon unbesonnenerweise offen gelassen hatte, und waren durch dasselbe bereits in das Innere des Hauses gedrungen, als sie von einer Magd wahrgenommen wurden, die zum Tode erschrocken einen Schrei ausstieß und hierdurch die Schloßbewohner von der drohenden Gefahr in Kenntniß setzte.

Die Magd wurde sofort niedergestoßen.

Entschlossen umfaßte Barnabas seinen schweren Streitkolben, als er den Schrei vernahm und stürzte der Treppe zu.

Im Flurgang traf er bereits seinen Bruder, der, als er den Einbruch gewahrt, die Verteidigung des Thores aufgegeben und mit den Waffen in der Hand ebenfalls herbeieilte; ihm folgte seine verwitwete Schwester.

„Begieb dich zu den Meinen, Schwester,“ sprach Josef zu der Trauernden; „führe alle auf den Boden, wir werden es versuchen, die Treppen stufenweise zu verteidigen. Küsse mein Weib und meine Kinder statt

meiner. Wenn sie uns töten, so meine ich, daß sie uns alle in ein gemeinsames Grab werfen werden. Dort werden wir uns wiederfinden.“

Die Witwe ging, während die beiden Brüder nach einem stummen Händedruck sich vor der Treppe aufstellten und ihre Feinde erwarteten.

Sie brauchten nicht lange zu warten.

In wütendem Grimm und lechzend nach vergoffenem Blut stürmte die Menge die enge Treppe empor und griff die Verteidiger an.

„Ah! So nahe liebe ich euch!“ knirschte Barnabas und begann, seinen eisernen Streitkolben mit beiden Händen fassend, mit demselben unter die Schar der Angreifer zu schmettern.

Schnell, wie die Flügel der Windmühle, schwer, wie die zürnenden Donnerkeile, hagelten seine Hiebe vorwärts, stets auf eine Stelle.

Wen ein Schlag traf, der erhob sich nicht wieder. Berschnetterte Köpfe, eingebrochene Brustkörbe inmitten durchgeschlagene Leichname begannen die Treppen zu bedecken. Das schreckensvolle Dröhnen des schweren Streitkolbens und das Geschrei der Sterbenden erfüllte gespensterhaft das widerhallende Gewölbe.

Hals über Kopf stürzten die Walachen vor diesem viehischen Angriff zurück, trotzdem die tiefer Stehenden

ihre Vordermänner mit Gewalt nach vorwärts drängten. Der eiserne Barnabas schlug sie unermüdtlich zurück und bahnte sich mit den Hieben seines mauerbrechenden Kolbens einen Weg durch die dichtgedrängte Menge der Angreifer.

Schon hatte er sie fast an den Fuß der Treppe zurückgeschlagen, als ihn einer der Angreifer, der sich in eine Nische gedrückt und den er nicht wahrgenommen hatte, sobald er sich den Rücken wandte, mit einem ungeheuren Spieße durchbohrte.

Unter furchtbarem Gebrüll schleuderte der Gemordete seine Waffe unter die vor ihm zurückweichende Menge, wandte sich zurück, erfaßte mit dem Ausdruck einer unaussprechlichen Wut auf dem Gesichte mit letzter Kraft seinen Angreifer und fiel mit ihm zu Boden.

Die vier Ersten, die hinzustürzten, um dem Mörder beizustehen, streckten die Schüsse des Bruders zu Boden, der, als er seine Waffen ausgeschossen hatte, mit dem Gewehrkolben seinem Bruder zuhülfe eilte, jedoch nach kurzem Kampfe überwältigt wurde.

Man schleppte ihn zu dem eisernen Felsentempel hinaus und tötete ihn hier unter furchtbaren Qualen.

Als man den Bruder von dem umschlungenen Mörder trennen wollte, waren bereits beide tot. Mit seinen letzten Kräften hatte er seinem Mörder die Brust

eingedrückt, seine Arme waren in der tödtlichen Umschlingung erstarrt.

Man mußte ihm die Arme abschlagen, um den Walachen aus denselben befreien zu können.

Bloß Thomas, der älteste Bruder, lebte noch von den Männern und erwartete in seinem Schlafzimmer ruhig seine Mörder.

Er saß in einem Lehnstuhl, vor ihm brannten in einem silbernen Kronleuchter zwei Kerzen, die in scharfen Umrissen die hoheitsvollen, stolzen Züge des alten Edelmanns erleuchteten.

Hier saß er ruhig, — er hörte das Getöse seiner Thüre näher kommen, — und sein Herz pochte weder lauter, noch rascher, wie vordem.

Er zog sein breites, krummes Schwert, legte es vor sich auf den Tisch nieder und blickte, die hohe breite Stirne in die hohle Hand stützend, starr auf dessen mit unbekanntem Buchstaben beschriebene Fläche.

Der Lärm kam immer näher. Ein Schlag ward gegen die Thür geführt; sie sprang auf, da sie nicht einmal verschlossen gewesen.

Der Edelmann erhob sich von seinem Stuhle, ergriff sein Schwert und stand, sich mit der Linken auf die Lehne seines Stuhles stützend, seinen Gegnern stumm und kalt gegenüber.

Unter gemeinen Schimpfworten stürzten sich diese auf ihn, wobei sie ihre blutigen Waffen schüttelten, daß das an denselben klebende Blut umherspritzte.

Der Edelmann stand unbeweglich gleich einer Bildsäule, und erst als ihm seine Angreifer nahe genug gerückt waren, blitzte das glänzende schwarze Schwert in seiner Hand und der erste der Angreifer sank mit entzweigespaltendem Schädel zu seinen Füßen nieder, während er dem zweiten den gegen ihn ausgestreckten Arm an der Schulter abhieb.

Er sprach kein Wort. Kein Laut des Hornes trat über seine Lippen. Sein Gesicht blieb blaß und steinern, seine Augen rollten nicht und funkelten nicht; stumm und starr blickten sie über die Köpfe seiner Angreifer voll wegwerfender Verachtung hinweg, während sein blitzendes Schwert mit der Gewandtheit eines Fechtmeisters jeden gegen ihn geführten Hieb auffing und mit wohlberechneter Sicherheit die Köpfe und Hälse seiner Angreifer traf.

Diese schrieten wütend auf ihn ein. Je zahlreicheren er von ihnen den Heraus machte, desto wütender griffen sie ihn an. Er kämpfte stolzen, verachtungsvollen Angesichtes mit ihnen, bloß sein ausgestreckter Arm bewegte sich; seine ganze Gestalt stand regungslos wie eine Bildsäule, starr, wie die Züge seines Gesichtes.

Er schien ausdrücken zu wollen, daß auch im Kampfe ein Edelmann zehn Bauern aufwiegt.

Endlich verlegte eine auf ihn geschleuderte Sense seinen ausgestreckten Fuß. Ohne ein Anzeichen des Schmerzes sank der Edelmann auf ein Knie nieder und kämpfte weiter gegen die auf ihn einflutende Menge. Sein Schwert wirbelte über seinem Haupte. Fortwährend noch dasselbe bleiche, kalte Gesicht, derselbe starre, stolze Blick.

Nach langem, trotzigem, ermüdendem Kampfe sank er immer mehr zusammen, endlich fiel er rücklings nieder. Ohne einen Schmerzenslaut, ohne ein Todesächzen.

Die Fluten der Volkswut schlugen über seinem Leichnam zusammen, und im nächsten Augenblick hob man seinen auf das eigene Schwert gespießten Kopf empor. Noch jetzt waren es dieselben bleichen, herben, keinen Schmerz verratenden Züge, dieselben starren, stolzen, verachtungsvollen Züge.

Er war der letzte Mann der Familie, mit dem gekämpft werden mußte.

Nachdem er gefallen, waren im Hause bloß Frauen und Kinder zurückgeblieben.

Von den Angreifern lagen mehr als hundert im Hofe, vor den Thüren und Fenstern, auf Treppen und in den Zimmern umher und wenn das Siegesgeschrei

für einen Augenblick verstummte, konnte man das schmerzliche Gestöhn der Sterbenden und Verwundeten vernehmen.

Bloß Frauen und Kinder waren von der Familie übrig geblieben.

Diese hatte die trauernde Schwester in dem Augenblick, wo die Empörer in das Schloß egedrungen waren, auf den Boden geführt und die Thür desselben offen gelassen, damit, wenn ihre Brüder weichen mußten, sie hierher flüchten könnten.

Hier erwarteten zitternd und zagend die schwächeren Mitglieder der Familie den Ausgang des Kampfes, aus dessen verworrenen Stimmen auf ein schlimmes oder günstiges Ende schließend.

Endlich verstummte jedwedes Getöse. Das Geschrei der Angreifer verhallte. Eben waren die Eingeschlossenen der Meinung, daß die Walachen zurückgeschlagen seien, und harrten erleichterten Herzens der Ankunft ihrer Lieben. Diese befanden sich indessen um diese Zeit bereits im Jenseits.

Auf der zum Boden emporführenden Treppe erklangen Schritte, schwere, gewichtige Schritte.

„Das ist Barnabas!“ rief die Witwe voll Freude, die die beiden Handgeschosse noch immer in ihren Händen hielt, und eilte zu der offenstehenden Thür.

Mit einem furchtbaren Schrei taumelte sie zurück; dann aber richtete sie mit dem unerhörten Mute der Verzweiflung die Geschosse auf den Walachen und streckte ihn mit einem Schusse nieder, daß er rücklings unter seine ihm nachdrängenden Gefährten zurücksank. Die zweite Kugel bohrte sich in ihr eigenes Herz.

Verlassen wir jetzt diesen Ort. Was weiterhin geschah, ist nicht für menschliche Herzen bestimmt.

Eraurig, unter ausgesuchten Martern wurden alle gemordet, Frauen und Kinder und ihre verstümmelten Leichname zu derselben Dachluke hinausgeschleudert, aus welcher Barnabas die Angreifer mit den eisernen Ofenbestandteilen beworfen hatte.

Die alte, achtzigjährige Großmutter sparten sie für zuletzt auf, damit sie ihre ganze Familie getötet sehen solle. Zu ihrem Glücke waren ihre Augen schon längst erblindet, und bald schloß sie der Herr zum ewigen Schlummer.

Den Leichnamen gruben sie dann ein gemeinsames Grab, in welches alle geworfen wurden; zuoberst kam der Säugling zu liegen; auf die ganze Familie wurde dann die bergende Sandschicht geschüttet. Die sich am Morgen noch ihres Lebens gefreut hatten, lagen jetzt alle blutig, bleich und still in der kühlen Erde. Eine ganze Familie war ausgerottet.

„Eins fehlt noch,“ sagten sie, als sie die Leichname zählten. „Es sind ihrer bloß elf, eines muß noch irgendwo am Leben sein.“

Und damit stürmten sie abermals in die leeren Zimmer hinauf, zerbrachen jedes Möbelstück, zerrissen die Wandbehänge, durchsuchten jeden Winkel des Kellers und Bodens, fanden aber das Gesuchte nicht.

Endlich begann einer unter ihnen die Wände mit einem eisernen Hammer zu beklopfen, und als an einer Stelle seinem Bemühen ein hohler Ton antwortete, meldete er seinen Genossen mit siegesfrohem Geschrei, daß er das Gesuchte gefunden.

Dort befand sich eine verborgene Thür, die mit den Wänden gleichmäßig bemalt, eine geräumige Nische verdeckte.

Einige Arthiebe erbrachen die Thür.

„Hier ist sie! hier ist sie!“ brüllten die Nahestehenden während sich die übrigen mit blutdürstiger Neugierde auf die Fußspitzen stellten, um die Beute zu erschauen.

Und da lag die schöne blondlockige Waise, bleich mit geschlossenen Augen.

Als ihre Tante die übrigen Verwandten auf den Boden geführt, hatte dieselbe sie vorahnungsvoll in dieser Nische, die selbst den Dienstleuten des Hauses unbekannt war, verborgen.

Bewußtlos lag sie da, ihre Rechte hielt ein scharfes Messer, mit welchem sie sich hatte töten wollen, und als ihre schwachen Hände den furchtbaren Dienst versagt, war sie in ihrer Verzweiflung ohnmächtig niedergesunken.

„Ah!“ brüllten die Walachen, auf deren Gesichtern der Blutdurst sich mit dem Grinsen noch teuflischerer Gedanken vermengte.

„Das ist eine gemeinsame Beute!“ schriegen mehrere.

„Ein schönes Mädchen! ein Edelfräulein! hahaha!“ lachten sie; „ganz geeignet für die zerfetzten Walachen!“ und dabei erfaßten sie roh mit den beschmutzten, blutigen Händen die zarten Arme des Mädchens.

„Was geschieht hier?“ donnerte in diesem Augenblick eine gewaltige Männerstimme. Die Walachen blickten zurück. Ein Mann stand unter ihnen. Er überragte alle um Haupteslänge, seinen Kopf deckte ein Erzhelm, der die Spur eines mächtigen Stiebes zeigte, seine Linke hielt ein kurzes römisches Schwert, seine Gesichtszüge trugen das Gepräge der urrömischen Art.

„Der Oberst!“ murmelten alle und gaben ihm den Weg frei.

„Was geschieht hier?“ fragte er; als er das ohnmächtige Mädchen in den Armen eines Walachen erblickte, befahl er diesem, es auf die Erde niedergleiten zu lassen.

„Dieses Frauenzimmer gehört auch zu unseren Feinden,“ antwortete jener trotzig.

„Schweige, du Feigling, der du meinst, daß die Söhne des rumänischen Volkes sich Weiber als Feinde aussuchen müßten. Lege die Jungfrau auf den Boden nieder!“

„Nicht so, Oberst!“ sprach Lupuj trotzig dazwischen. „Du kennst unsere Gesetze, die uns gemeinsame Beute zusagen. Dieses Mädchen hier ist unsere Beute, die nach dem Siege als gemeinsamer Anteil betrachtet wird.“

„Ich kenne unsere Gesetze besser als du Lämmel. Gemeinsamer Anteil von jeder Beute; ebendort steht aber auch, daß alles, was nicht geteilt werden kann, verlost werden muß.“

„Gut, gut, Oberst. Ein Pferd oder ein Schwein kann freilich nicht verteilt werden, darüber müssen wir losen, — ein Mädchen kann aber uns allen gehören.“

„Ich sage, daß dies nicht sein kann, und den möchte ich sehen, der sagt, daß es sein kann!“

Lupuj kannte bereits den Oberst und sprach kein Wort weiter, auch die übrigen traten schweigend von dem Mädchen zurück. Nur eine Stimme rief aus der Menge: „Es kann sein!“

„Wer hat dies gesagt? er trete vor!“

Ein junger Walache mit geflochtenem Haar trat

vor; er war ein wenig betrunken und stellte sich mit einem dummen Grinsen vor den Oberst hin, wobei er den Kopf zurückwarf und sich mit der Faust vor die Brust schlug: „Ich habe es gesagt!“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als der Oberst mit dem in der Linken gehaltenen Schwerte dem Widerspenstigen den Kopf mit solcher Gewalt abschlug, daß derselbe weit nach hinten flog, während der kopflose Rumpf auf die Knie stürzte und mit beiden Armen die Knie des Obersten umschlang.

„Behauptet noch jemand, daß es sein kann?“ fragte der Riese mit unerbittlicher Strenge.

Erschreckt schlichen die Walachen zuseite.

„Spannt die Pferde vor den Wagen, das Mädchen setzt in denselben und bringt es nach Topánsalva; wem es das Glück auch zusprechen wird, er hat ein Recht zu verlangen, daß er es ebenso unberührt erhalte, wie ich es euch jetzt anvertraue. Wer Lust haben sollte, diese noch niemandem zugeteilte Beute auch nur mit einem Blicke zu beleidigen, oder sie nur grinsend anzusehen, oder auch nur ein verlegendes Wort über sie zu sprechen, der soll an diesen da denken und aus seinem Schicksale lernen!“ — sprach der Oberst, indem er mit dem Fuße den vor ihm liegenden Rumpf hinwegstieß und mit dem Schwerte der Menge zuwinkte.

„Und nun geht, verwüftet und raubet nach Herzenslust!“

Die Leute zerstoben brüllend, während der Oberst die ohnmächtige Jungfrau in einen Wagen heben und von einigen der Familie treu gebliebenen Leibeigenen begleitet, in die Berge entführen ließ.

Nach Verlauf einer halben Stunde stand das Schloß in Flammen, das Feuer schlug zu den Fenstern hinaus und schwärzte die Mauern. Und als alles in Rauch und Feuer gehüllt war, stürmten die Walachen in den Keller hinab, schlugen den Fässern den Boden ein und schwammen in einem Meere von Wein und Schnaps, wozu sie wilde Lieder sangen, während das Haus über ihren Köpfen in Flammen stand.

Dann zogen sie scharenweise, mit Beute beladen, von hinnen und ließen bloß ihre Toten und gänzlich betrunkenen Genossen zurück.

\* \* \*

Das ohnmächtige Mädchen war in das Haus des Obersten gebracht. Niemand wagte, ihm ein Leid zuzufügen; da aber ein jeder ein Anrecht an dasselbe zu haben meinte, hielten sie es wohl im Auge, um ihrer Beute nicht etwa verlustig zu gehen. So warteten sie in hellen Haufen, bis der Oberst ankam, worauf sie ihm

scharenweise nachdrängten und Zimmer, Hof und Flur gänzlich erfüllten.

Sie legten die eroberte Beute vor ihm nieder, da dieselbe gleichmäßig unter alle verteilt werden sollte.

Der Anführer schied sie in gleiche Teile und folgte einem jeden seinen Anteil aus.

Bloß ihm fiel der Beuteanteil von zehn Genossen zu, alles übrige ward gleichmäßig verteilt.

Mehrere trollten sich nach der erfolgten Teilung nach Hause, ein großer Teil aber blieb auch nach derselben noch in dem Zimmer zurück, wobei es nicht ohne gierige Blicke auf die übrig gebliebene Jungfrau abging.

Bleich, regungslos lag das schöne Mädchen auf dem mit einem Bärenfell bedeckten Bett; — kaum verriet ein Atemzug das ihm innewohnende Leben.

„Ihr seid hier geblieben, um über den Besitz des Mädchens zu würfeln, nicht wahr?“ fragte Numa die Wartenden.

„Freilich“, antwortete Lupuj mit unverschämtem Grinsen. „Wir werden würfeln, wer die meisten Augen wirft, dem wird sie gehören. Werfen wir zu zweien, zu zehn oder zwanzig gleich hoch, so werden wir sie eben zu zwanzig besitzen.“

„Sie kann nur einem gehören,“ unterbrach ihn Numa trocken.

„So werden die unter einander neuerdings würfeln.“

„Das Würfeln ist nichts wert. Es kann sein, daß ihr zu zweien bleibt und bis zum jüngsten Tag würfeln müßt.“

„So werden wir um sie Karten spielen.“

„Das gebe ich nicht zu. Der Listigere würde den Einfältigeren betrügen.“

„So schreibe unsere Namen auf Scherben, wirf alle in ein Faß und wessen Namen du herausziehst, der wird das Mädchen besitzen.“

„Aber ihr könnt ja nicht einmal lesen, und ich könnte den Namen herunterlesen, den ich für gut fände.“

Der Walache kratzte sich ungeduldig hinter dem Ohre.

„Nun, so schlage du etwas Gescheidtes vor, Oberst.“

„Gut. Machen wir den Versuch, wer von uns am meisten Mut besitzt. Wer von uns am vertwegensten sein und beweisen wird, daß er sich vor gar nichts fürchtet, dem soll das Mädchen gehören, der wird sich zugleich desselben würdig zeigen.“

„Angenommen!“ riefen alle. „Erzählen wir, was jeder von uns vollbracht; daraus urteile dann, wer der Mutigste von uns ist. Ich habe im Hofe den ersten Bärdy vor den Augen seiner Familie ermordet.“

„Ich habe die Thüre erbrochen, als der Herkules

die Eisenplatten am wütendsten auf uns herunterschleuderte.“

„Ich war es aber, der ihn durchstieß.“

„Ich war der erste auf der Leiter.“

„Ich habe fast eine halbe Stunde mit dem stolzen Edelmann gekämpft.“

Und so ging es fort. Jeder war der erste, jeder war der Tapferste, der Kühnste, jeder hatte den Feind haufenweise erschlagen.

„Ihr alle habt euch sehr tapfer gehalten, doch könnt ihr das alles, was ihr da sagt, jetzt nicht mehr beweisen. Die Probe müßt ihr erst jetzt, alle zusammen, vor meinen Augen, mit mir zugleich und in unbestreitbarer Weise bestehen.“

„Aber so sage doch schon, auf welche Weise?“ drängte Lupuj stets in Angst, daß ihn Numa überlisten könnte.

„Schauet hierher!“ sprach Numa und zog unter dem Bett ein halbes Eimerfaß hervor. Und während er dabei auf das dort liegende Mädchen blickte, gewahrte er, daß ihn dieses mit halb geöffneten Augen anblickte und die Lider sodann wieder schloß.

Henriette war wach und vernahm jedes Wort.

Während sich Numa zu dem Fasse niederneigte, flüsterte er dem Mädchen leise, kaum hörbar, die Worte

ins Ohr: „fürchte nichts!“ und rollte dann das Faß in die Mitte des Zimmers.

Neugierig sahen die Walachen seinem Beginnen zu.

Dann ergriff er eine Art und schlug den Deckel des Fasses auf.

„Dieses Faß enthält einen Zentner Schießpulver. Nun passet auf. Ich zünde einen Kienspahn an, stecke ihn in die Mitte dieses Fasses und dann setzen wir uns alle um dasselbe. Wer von uns am längsten dazubleiben wagt, der ist ohne Frage der Mutigste unter uns, denn wenn eine solche Menge Schießpulver losknallt, würde nicht bloß dieses Haus, sondern auch das ganze Dorf in die Luft gesprengt werden.“

Mehrere begannen unzufrieden zu murren.

„Wer Furcht hat, braucht ja nicht hierzubleiben,“ antwortete ihnen der Oberst trocken.

„Gut, mir soll's recht sein,“ prahlte Lupuj „ich bleibe da; ist das aber in dem Fasse auch kein Mohn? es sieht ganz so aus wie Mohn.“

Numa nahm statt jeder Antwort drei Fingerspitzen voll aus dem Inhalte des Fasses und warf diese in die brennende Pfeife des Walachen. Die sofort emporlodernde Flamme schlug dem Zweifler ins Gesicht, daß er vor Schrecken fast niedergefallen wäre und im nächsten Augenblick ohne Augenbrauen und Schnurrbart,

mit schwarzgefärbten Wangen vor seinen lachenden Genossen stand.

Jetzt geriet der Walache in Wut.

„Ich bleibe da! ich werde dir schon zeigen!“ lärnte er und hob seine Pfeife von der Erde auf, da sie seinen Zähnen entglitten war. Und als der Oberst den brennenden Span in das Faß steckte, ging er hin und zündete sich seine Pfeife an dabei.

Als die Sache ernst zu werden begann, verließen zwei Drittel der Walachen das Zimmer.

Die Zurückgebliebenen aber lagerten sich unter großem Lärm und prahlerischen Gebärden um das Faß und schwuren auf Himmel und Erde, daß sie da bleiben würden; doch je mehr sie schwuren, desto häufiger blickten sie nach dem brennenden Span, dessen Flamme sich allmählich der Oberfläche des Schießpulvers zu nähern begann.

Anfänglich schauten sich die Walachen gegenseitig bloß an. Jeder fand den anderen sehr bleich. Einer — zwei von ihnen verschwanden, auch die übrigen verdufteten nach einander aus dem Zimmer, ohne dem Hausherrn gute Nacht gewünscht zu haben. Einige entfernten sich zähneknirschend, zornig; endlich blieben bloß zwei bei dem Fasse zurück: Numa, der mit unterschlagenen Armen am Bette lehnte und ruhig den glimmen-

den Span betrachtete, und Lupuj, der heftig vor sich hinrauchend, sich auf den Rand des Fasses setzte, um der Gefahr nicht ins Auge zu blicken.

Als sie zu zweien zurückgeblieben, wandte sich der Walache um und sah, daß die Flamme des Kienspanes bloß mehr fingerbreit von dem Schießpulver entfernt war.

„Oberst ich sage dir etwas,“ sagte er auffpringend. „Wir sind zu zweien geblieben, machen wir keine Dummheiten mit einander, einigen wir uns. Meinethalben soll das Mädchen uns beiden gehören.“

Wenn du des Wartens überdrüssig geworden, so kann ich ja den Span tiefer drücken.“

„Scherze nicht Numa! Du hast doch nicht den Verstand verloren? Weshalb wolltest du uns beide eines bleichen Frauenzimmers wegen zur Hölle schicken? Ich will dir etwas sagen, was du annehmen kannst. Versprich nur, das Mädchen mir zu überlassen, wenn du seiner überdrüssig geworden.“

„Bleibe da und gewinne es. Dann wird es dir gehören, ohne vorher mir gehört zu haben.“

„Ja, doch dies will ich nicht,“ sagte der Walache zornig und ungeduldig, fast weinend und begann wie ein widerspenstiges Kind seine eigenen Kleider zu zerreißen und vor Wut mit den Füßen zu stampfen.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt,“ er-

widerte der Oberst. „Wer am längsten da bleibt, wird das Mädchen allein besitzen.“

„Ich bleibe ja da, aber was gewinne ich damit? Ich weiß, daß auch du da bleibst, und daß wir dann beide zur Hölle fahren. Und ich sage es nicht meinet halben, sondern deinethalben, daß ich dies nicht will.“

„Wenn du es nicht willst, so laufe davon.“

„Gut; gieb mir aber eine Handvoll Goldstücke.“

„Nicht einmal einen halben; bleibe da.“

„Oberst mach keine Dummheiten! Die Flamme wird das Schießpulver gleich erreichen.“

„Ich sehe es.“

„Nicht einmal einen Thaler gibst du mir?“

„Nicht einen Pfennig.“

„Nun dann sollst du an deinem Namenstage in der Hölle in siedendem Pech und Schwefel braten, du verwünschter Hund!“ brüllte der Walache in heller Wut und war mit einem Sage bei der Thür.

Als er draußen war, steckte er den Kopf noch einmal herein.

„Nicht einmal einen Sechser gibst du mir? Noch bin ich da.“

„Noch steckt der Span im Fasse, noch kannst du zurückkommen.“

Sierauf schmetterte der Walache die Thüre zu und

begann zu rennen; er rannte aus Leibeskräften, bis ihm der Atem ausging, und als er endlich erschöpft unter einem Baum niedersank, zog er seinen breiten Hut in die Augen, hielt sich mit den Händen die Ohren zu und hob den Kopf nur zuweilen in die Höhe und lauschte, wann die Welt in die Luft fliegen würde.

Der Oberst aber nahm, als er allein geblieben, kaltblütig den bereits ganz niedergebrannten Span aus dem Fasse, trat, nachdem er denselben in den Ofen geworfen, zu dem Mädchen hin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Du bist befreit.“

Zitternd erhob sich das Mädchen von seinem Lager und stammelte die große breite Hand des Obersten mit beiden Händen umklammernd:

„Sei barmherzig. Erweise mir eine Wohlthat, töte mich.“

Der Oberst streichelte das liebliche Lockenköpfchen des Mädchens und sprach sanften, freundlichen Tones: „Armes schönes Mädchen! fürchte nichts, niemand wird dir mehr ein Leid zufügen.“

„Dafür, daß du mich von jenen Ungeheuern befreiest, küsse ich dir die Hände, jetzt aber befreie mich von dir selbst — töte mich.“

„Von mir hast du nichts zu befürchten,“ antwortete

der Oberst stolz. Ich kämpfe für die Freiheit und sehe ein Weib nicht als Sklavenwesen an. Innerhalb der Schwelle meines Hauses magst du so ruhig sein, wie wenn du am Fuße des Altars säßest. Wenn ich auch nicht daheim bin, so brauchst du keine Furcht zu haben, die Mauern dieses Hauses sind unverleßlich, wer dich auch nur mit einem Blicke beleidigt, wäre am Ende seines Lebens angelangt, und wenn ich zuhause bin, so hast du auch nichts zu befürchten, noch lebte in meinem Herzen das Bild von keinem Weibe. Ruhig magst du auf meiner Lagerstätte träumen, denn vergangene Nacht schlummerte Emerich von Bardy auf derselben.“

„Emerich?“ fragte das Mädchen überrascht. „Du hast ihn gesehen? Wo ist er? Lebt er?“

Der Oberst versank in Nachdenken; er wußte nicht, was er antworten sollte.

„Er hätte nicht so lange zögern sollen,“ murmelte er halblaut. „Alles wäre anders gewesen. Es hätte nicht so kommen müssen, nicht so.“

„Ach laß mich zu ihm, wenn du weißt, wo er ist.“

„Das weiß ich nicht, doch bin ich dessen sicher, daß, wenn er am Leben ist, er hierher kommen muß und kommen wird.“

„Weshalb glaubst du das?“

„Weil er dich suchen wird.“

„Erwähnte er mich vielleicht vor dir?“

„Als er halbtot dalag, als er schlief, im Traume, im Erwachen nannte er stets deinen Namen. Du bist doch Henriette von Barbh, die man „den Engel des Landes“ nennt? An deinem Goldhaare erkannte ich dich.“

Das Mädchen schlug die Augen nieder und fragte leise: „Du glaubst also, daß er kommen wird?“

„In kürzester Zeit. Jetzt ruhe dich aus. Nach deinen Verwandten frage nicht, die sind gut aufgehoben; ihnen geschieht kein Leid — mehr.“

Der Oberst bereitete seinem Gast Trank und Speise und legte mit sonderbarem Zartgefühl ein kleines Gebetbuch daneben, worauf er das nunmehr doppelt verwaiste Mädchen allein ließ.

Traurig verzehrte dieses einige Bissen, öffnete dann das Gebetbuch und betete, bittere Thränen weinend, lange, bis sich der wohlthätige Schutzgeist des Schlafes endlich auf seine Augen niedersenkte. Nach so zahllosen erlebten Schrecknissen versank das unschuldige Mädchen in den tiefen Schlaf eines reinen Gemüthes.

Nach einer halben Stunde trat der Oberst ein und überzeugte sich, daß seine Schutzbefohlene schlief. Auf den Fußspitzen schlich er zu dem Bette hin und betrachtete

lange das unschuldige Gesicht der jungen Schläferin, bis sich zwei Thränen in seine Augen stahlen.

Hestig wischte der Rumäne das unbekannte Naß aus den Augen, und eilte, wie wenn er vor dem Gefühle erschrocken wäre, das sich in sein Herz gestohlen, aus dem Zimmer, breitete draußen in der Hausflur vor der Thür eine grobe Decke aus, streckte sich auf dieselbe nieder und sah lange Stunden hindurch schlaflos und sinnend dem Laufe der Sterne zu.

---

Inzwischen brannte das verlassene Schloß fortwährend weiter, einen gespenstischen Schein weit verbreitend.

Ringsumher herrschte tiefe Stille, die zuweilen nur der letzte Aufschrei eines Sterbenden, oder der heisere Gesang eines sich aus seinem Rausche emporraffenden Walachen unterbrach.

Auf dem nach Klausenburg führenden Wege sprengte eine Reiterchar in höchster Eile dem Schlosse zu.

Emerich war es mit seinen Gefährten. Schweigend und düster folgten sie dicht hintereinander, die Sonne stand bereits hoch am Himmel.

„Wir sind zu spät gekommen“ sprach ein neben Emerich reitender Jüngling, auf den den Himmel rötenden Feuerchein deutend. „Dort brennt dein Haus.“

„Vielleicht noch nicht,“ antwortete dieser und spornte sein Roß zu gesteigerter Eile an. Kaum vermochten ihm seine Gefährten zu folgen.

Hinter einer Biegung ward endlich das Thal sichtbar. Man sah das Schloß wie eine angezündete Fackel auf dem Bergabhang in hoher Feuersäule lodern.

Gleich einem zum Tode getroffenen Wilde brüllte der Jüngling bei diesem Anblick auf, jagte, sein Schwert herausreißend, wie sinnlos den Bergabhang hinunter und jenseits desselben wieder empor; nach einer Viertelstunde war er vor dem Schlosse angelangt.

An dem zerstörten Thore lehrend, fand er einen halbetrunkenen Walachen.

„Wo ist mein Vater? Wo sind meine Verwandten? Wo sind meine Geschwister?“ schrie der Jüngling in wilder Verzweiflung und schwang sein Schwert über seinem Haupte, um den Walachen zu töten.

Dieser fiel auf die Kniee vor ihm und flehte, denn ich habe die Herren getötet.

„Ihr habt sie also gemordet!“ schrie der unglückliche Jüngling schmerzlich auf und schluchzte bitterlich. „Weh mir! Weh mir!“

Inzwischen waren auch seine Gefährten herbeigekommen und wollten den vorgesundenen Walachen in Stücke hauen.

„Füget ihm kein Leid zu,“ wehrte ihnen der Jüngling. „Stehe auf und führe mich dahin, wo ihr sie verscharrt habt. Alle habt ihr getötet! Keinen einzigen am Leben gelassen! Auch nicht einen einzigen! O, verflucht sei der Tag, der nach einer solchen Nacht zu dämmern beginnt.“

Der Walache führte sie zu einem hohen Erdhügel und erzählte zitternd, daß die Gemordeten alle hier begraben worden seien.

Wie gelähmt sank der letzte Sproß der unglücklichen Familie bei dem Grabe der Seinigen vom Pferde.

Seine Gefährten richteten ihn empor und legten ihn auf den Rasen, wo derselbe am wenigsten von Blut besleckt war, dann begannen sie an der Stelle zwölf Gräber zu schaufeln.

„Schaufelt dreizehn Gräber!“ ächzte Emerich. „Schaufelt auch das meinige!“

Dann öffneten sie das große Grab und schleppten den Jüngling mit Gewalt zurseite. Denn was er hier erblickt hätte, würde ihm den Verstand geraubt haben.

„Alle wurden getötet,“ schluchzte er. „Keines blieb am Leben! —“

Nach einer Weile trat einer seiner Gefährten zu ihm und teilte ihm mit, daß in dem Grabe bloß elf Personen vorgefunden wurden.

„So muß eines noch am Leben sein!“ rief Emerich mit einem bleichen Hoffnungsstrahl auf dem Gesichte. „Wer fehlt? Sprich, ist ein junges blondlockiges Mädchen unter ihnen?“

Der Gefragte geriet in Verwirrung bei dieser Frage.

„Ich weiß es nicht —“ antwortete er.

„Du weißt es nicht?“ fragte der Jüngling stauend. „Geh hin und melde mir, was du gesehen.“

Der Angeredete wollte der Aufforderung nicht Folge leisten.

„Geh hin und sieh nach“ — forderte ihn der Jüngling nochmals auf.

„Allen sind die Köpfe abgeschnitten —.“

„Ach!“ schrie der Jüngling, beide Hände vors Gesicht schlagend und warf sich abermals bitterlich weinend zur Erde.

„Weshalb fragtest du? weshalb wolltest du es wissen?“

Jetzt begannen die Jünglinge den Walachen zu verhören, was er von dem Mädchen wisse. Anfänglich stellte er sich betrunken und wollte nicht verstehen, von wem die Rede war; als man ihn aber in die Enge trieb und ihm das Leben zu schenken versprach, wenn er die Wahrheit gestehe, berichtete er, daß man das junge Mädchen in einem Wagen in die Berge entführt habe, um dort darüber zu würfeln, wem es gehören solle.

„Ich gehe!“ sprach der Jüngling, sich rasch entschlossen aus seiner verzagten Stimmung aufrassend.

„Ich gehe!“

„Wohin?“ fragten jene.

„Mein Lieb zu suchen. Ziehe deine Jacke aus,“ sprach er zu dem Walachen gewendet; „und ziehe die meinige an.“ — Rasch hatte er die einfache Leinwandjacke des Anderen angelegt, während er seine Handgeschosse in dem breiten Gürtel verbarg.

„Wir begleiten dich!“ sagten seine Gefährten; „wir werden dir mit den Waffen von Dorf zu Dorf folgen und dich beschützen und verteidigen.“

„Nein, nein!“ widersprach Emerich. „Ich gehe allein. Allein kann ich sie leichter finden. Lebet wohl! Wenn ich nicht zurückkehre, so rächet mich.“

Dann wandte er sich zu dem Walachen: „Mann! in deinem Gürtel fand ich eine goldene Kapsel, welche meine alte Großmutter stets um den Hals getragen, und die mir verrät, daß ich einen der Mörder vor mir habe. Doch versprach ich dir, daß dir kein Leid geschehen soll, und so nimm denn aus meinen Händen dein Leben zum Geschenk. Haltet ihn nur so lange gefangen, bis ich die Berge hinter mir habe, damit er seine Genossen nicht von meiner Ankunft in Kenntnis setze.“

Damit verabschiedete er sich von seinen Gefährten, warf noch einen letzten Blick auf die elf neuen Gräber und auf das zerstörte, brennende Haus seiner Ahnen und brach dann in das Innere des Urwaldes auf, um die Geliebte seiner Seele, das blondlockige Mädchen zu suchen.

---

Die reifschweren herbstlichen Nächte verliehen den Blättern einen roten Anhauch; die ganze Landschaft erschien wie mit Blut gewaschen.

Zwischen steilen Felsen führte des Jünglings Weg dahin; an manchen Stellen blaute kaum ein Stück des fernen Himmels zwischen den engen Felschluchten, und die von den senkrechten Felswänden herabhängenden Baumriesen erweckten die Befürchtung, daß sie jeden Augenblick herabstürzen könnten. Die langen dicken Wurzeln hingen gleich roten Tauen vertrocknet an den glatten Wänden herab, zuweilen bloß in einer moosbewachsenen Felsenöffnung verschwindend.

In der Ferne rauschte der Bergbach, ganze Haufen des abgefallenen trockenen Laubes mit sich reißend, und als der Jüngling über seine schmale Brücke schritt, schien es, als ob sein Rauschen sagte: „lehre um und fliehe, so weit dich deine Füße tragen!“

Tief drinnen, inmitten des Urwaldes, sah man in

einem wilden malerischen Thale ein halb verborgenes Dorf. Man vermochte kaum zu entdecken, wo der Zugang zu demselben war.

Bloß hier und dort tauchte ein Haus zwischen den Bäumen empor, als ob diejenigen, die sich dort niedergelassen, genau so viel Raum nur urbar gemacht hätten, um darauf ein Haus erbauen zu können, während alles übrige unberührt gelassen war.

Aber hoch über dem Dorfe, auf einem weit hervorragenden Felsenvorsprung war ein kleines, aus massigen Steinen fest erbautes Häuschen zu sehen, zu welchem bloß ein verborgener Fußpfad emporführte.

Der Jüngling schien den Weg bereits zu kennen, denn er schritt gerade demselben zu.

Vor einem Felsen war ein Heiligenbild aufgestellt; ein Walache kniete davor und betete. Seine Mütze und seine Sense lagen neben ihm auf der Erde.

Als er den Nahenden erblickte, erhob er sich, faßte seine Sense und verstellte dem Ankömmling den Weg.

Kaltblütig nannte Emerich den Namen des Walachenführers.

Der Walache nickte zustimmend mit dem Kopfe und sagte: „du kannst gehen.“ — Dann legte er Mütze und Sense nieder, warf sich wieder auf die Kniee und betete weiter.

Der Ankömmling blieb vor dem Felsenhause stehen und begann an dessen Thür zu pochen.

Ein Walache kam, durch das Klopfen angelockt, herbei und sagte, daß der Oberst nicht zuhause sei, bloß seine Frau.

„Die Frau des Obersten?“ fragte der Jüngling staunend.

„Ja, jenes bleiche Weibsbild, welches ihm durch das Loos zufiel.“

„Und das ist seine Frau?“

„Er selbst sagte es uns, wobei er uns drohte, daß er jeden, der ein Auge auf die Frau zu werfen wage, zu St. Nikolaus ins Jenseits schicken werde.“

„Könnte man sie nicht zu sehen bekommen?“

„Ich rate dir nicht, sie zuviel zu begucken, denn der Oberst spaltet dich in der Mitte entzwei, wenn er es erfährt; sie pflegt durch das rückwärtige Fenster hinauszuschauen. Geh' hin, wenn du willst; ich renne aber erst davon, damit er mich nicht bei dir sieht.“

Der Jüngling umschritt das Haus und blickte zu dem Fenster hinein.

Dort saß das blonde Mädchen in einem roh gezimmerten Armstuhl; vor ihm lag ein kleines Gebetbuch, aus welchem es eifrig betete.

Das Gesicht war so schön und so bleich.

„Henriette!“ stammelte der Jüngling in leidenschaftlichem Tone.

Das Mädchen schrak empor bei der bekannten Stimme. Es wandte sich um, erblickte den sehnsüchtig Erwarteten und stürzte mit einem Freudenschrei an das Fenster. „Komm herein, ich öffne dir die Thür, sie ist von innen verschlossen,“ — flüsterte es außer sich, während der Jüngling das ausgestreckte Händchen mit heißen Küßen bedeckte.

Die Thür öffnete sich, der Jüngling trat ein, während der gaffende Walache zum Fenster hinschlich und mit gesträubtem Haare sah, daß das Mädchen dem Ankömmling an die Brust fiel und dieser das liebliche Gesicht fest an sich drückte und süße Worte flüsterte.

Der Walache rannte davon, um den Oberst aufzusuchen. Als er diesen gefunden, begann er ihm atemlos zu erzählen, daß ein Fremdling in sein Haus gebrungen sei und mit seiner daselbst vorgefundenen Frau den Verliebten spiele.

„Wieso weißt du das?“ fragte Numa ruhig.

„Ich sah es durch dein Fenster mit an.“

„Und wie wagtest du zu meinem Fenster hineinzuschauen? Habe ich es euch nicht verboten? Knie nieder und bete!“

Erbleichend fiel der Walache auf die Knie und faltete die Hände.

„Empörer! Du hast dich gegen meine Befehle ver-  
gangen! Dafür müßtest du den Tod erleiden. Wenn  
du zu jemandem ein Wort hierüber ausplauderst, so  
entgehst du deiner Strafe nicht.“

Damit ließ er den Boten dort liegen, der sich noch  
lange nicht zu erholen vermochte und selbst, als sich  
der Oberst bereits entfernt hatte, knieend verharrte. Von  
diesem Tage an sprach er mit niemandem, nur um sein  
gefährliches Geheimnis nicht zu verraten.

Der Oberst aber schritt eilig seinem Hause zu,  
blieb, als bei dem Geräusch seiner Tritte ihm die  
Liebenden entgegeneilten, an der Schwelle stehen und  
blickte mit stummem Vorwurfe auf den Jüngling.

„Weshalb mußtest du so spät kommen?“

Der Jüngling streckte ihm die Hand entgegen. Der  
Oberst nahm sie nicht an. — „An meiner Hand klebt  
das Blut deiner Familie,“ flüsterte er ihm zu. „Du  
liebest Schmach über mich und Trauer über dich  
kommen.“

Der Kopf des Jünglings sank auf seine Brust;  
seine Hände hingen verzagt herab.

„Nimm seine Rechte an,“ sprach das Mädchen  
füßen Tones zu dem Obersten gewendet, und wandte

sich dann zu Emerich; „er hat mich, er hat auch dich gerettet, und er wird auch unsere Familie retten.“

Emerich blickte staunend auf das Mädchen. Der Oberst erfaßte heftig seine Hand, und polterte, indem er ihn zuseite zog, los:

„Sie weiß nicht, daß sie gestorben sind; sie befand sich damals an einem anderen Ort und sah den Untergang der Familie nicht mit an. Ich tröstete sie damit, daß alle am Leben, aber gefangen sind. Niemals soll sie etwas von den Schrecknissen jener Nacht erfahren! Wehe über uns beide, daß wir dieselben nicht zu verhindern vermochten!“

„Früher oder später wird sie es aber doch erfahren müssen.“

„Nein. Ihr müßt diesen Ort, ja dieses Land verlassen und nach der Türkei auswandern.“

„Ich will nach Ungarn gehen.“

„Thue das nicht! Glaube mir und geh' nicht dahin, denn böse Tage harren den dort Wohnenden. Eure Weissager sehen dieselben nicht, aber ich sehe sie deutlich kommen. Geht nach der Türkei, ich gebe euch einen Reisepaß, der euch sicher durch die Moldau und die Walachei geleiten wird. Hier in dieser Börse findet ihr genügend Geld, um bescheiden wohl, aber glücklich leben zu können. Weigert euch nicht, es anzunehmen, denn es

rührt von dem Vermögen eurer eigenen Familie her, von welchem mir der Anteil von zehn Männern zugesprochen ward, — dieses Geld gebe ich euch jetzt zurück. Versprecht mir, daß ihr euch nicht nach Ungarn wenden werdet.“

„Ich verspreche nichts, wovon ich nicht weiß, ob ich es bestimmt halten kann; doch wenn ich es für gut finden werde, so soll dein Rat getreulich befolgt werden.“

Numa ergriff die Hände der beiden jungen Wesen, und fragte, denselben lange in die Augen blickend, tiefen, empfindungsvollen Tones:

„Ihr liebt einander?“

Sie nickten bejahend.

„Ihr werdet glücklich sein?“

„Ja.“

„Ihr werdet euer Unglück vergessen?“

Die Unglücklichen versicherten es weinend.

„So geht. Gott geleite euch auf euren Wegen. Nehmt das Geld und den Reisepaß. Geht ungesäumt, wendet euch geradenwegs nach dem Sachsenland, begeben euch unmittelbar nach Kronstadt; überall wird man euch ungehindert ziehen lassen; blickt nicht früher zurück, als bis ihr die letzten Ausläufer der Karpathen hinter euch habt. Geht. Verabschiedet euch nicht. Kein Wort mehr. Vergessen wir einander.“

Die Liebenden brachen auf. Der Oberst blickte ihnen nach, so lange er ihre Gestalten zu unterscheiden vermochte, und schrie ihnen, als sie es gar nicht mehr vernehmen konnten, noch einmal nach:

„Geht nicht nach Ungarn!“

Inzwischen senkte sich die Nacht hernieder; der Oberst streckte sich auf seinem mit einem Bärenfell bedeckten Ruhebett aus, auf welchem in der letzten Nacht das schöne blondlockige Mädchen und in der vorletzten dessen Geliebter geschlafen. Doch schienen sie seinen Schlaf mit sich entführt zu haben — er vermochte kein Auge zu schließen.

Er ging hinaus. In der offenen Thür breitete er seine grobe Decke aus; — ein sanftes, edles Gefühl, welches der Freude, der Genugthuung glich, empfand er in seinem Herzen. Und kein Schlaf senkte sich auf seine Augen. Regungslos betrachtete er bis Mitternacht den Lauf der Sterne, von welchen einer zuweilen in leuchtendem Bogen vom Himmel zu fallen schien.

In der stillen Nacht ertönten in weiter, sehr weiter Ferne zwei Schüsse. — Zwei Sterne fielen zugleich vom Himmel hernieder.

Der Oberst dachte an die beiden Liebenden, und der Gedanke that ihm so wohl, daß sie sich jetzt glücklich fühlten. — —

\* \* \*

Der Mond stand bereits hoch am Himmel, als schwere Tritte den Oberst aus seinem Schlafe weckten.

„Was giebt's?“ fragte er, indem er sich emporrichtete.

Fünf oder sechs Walachen standen vor ihm, unter ihnen Lupuj.

„Wir bringen dir die Köpfe zweier Feinde,“ sprach Lupuj, einen finsternen, verletzenden Blick auf den Oberst werfend. „Zahle uns den Preis aus für dieselben,“ und damit nahm er aus seinem Vorratsack zwei blutige Köpfe und stellte sie auf die Decke vor dem Obersten hin.

Scharfen, argwöhnischen Auges prüften die Walachen die Gesichtszüge ihres Anführers.

Beim Scheine des Mondes erkannte Numa die Köpfe von Emerich und Henriette.

Keine Miene seines Gesichtes verriet, was in diesem Augenblick sein Inneres bewegte.

„Du kennst sie ja,“ fuhr der Walache fort. „Das ist der entkommene junge Herr, der, während du nicht daheim warst, dein Weib entführte und dir sogar dein Geld und die bei dir aufbewahrten Reisepässe stahl.“

Der Oberst fragte in seinem gewohnten kalten Tone: „Wer hat sie getötet?“

„Keiner von uns,“ antwortete der Walache. Als wir sie überfielen, riß der Mann zwei Handgeschosse

aus seinem Gürtel und erschöß zuerst dein Weib und dann sich selbst.“

„Ihr waret alle dort?“ — „Ja, Herr!“ — „Geht zurück und sagt auch den übrigen, sie mögen hierher kommen. Das Geld, welches ihr bei den Flüchtlingen gefunden habt, werde ich unter euch alle verteilen. Gilt, damit ja keiner wegbleibe; wer nicht kommt, verliert seinen Anteil zugunsten der übrigen.“

Tauschend und unter lustigen Sprüngen entfernten sich die Walachen.

Der Oberst verschloß die Thür; dann warf er sich neben den beiden abgeschnittenen Köpfen nieder, küßte dieselben unzählige Male und weinte wie ein Kind.

„Ich hab' es ja gesagt, geht nicht nach Ungarn!“ schrie er mit schmerzlichem Vorwurf. „Weshalb habt ihr mir nicht gehorcht, weshalb habt ihr meinen Rat nicht befolgt?“

Und er jammerte über den Tod seiner Feinde schmerzlicher, als wenn es seine leiblichen Kinder gewesen wären.

Dann erhob er sich. Seine Augen sprühten Funken. Er richtete sich empor wie eine Tanne und schrie, seine mächtigen Fäuste schüttelnd, heiseren, wütenden Tones:

„Ihr sollt gerächt werden!“

Nach einigen Stunden versammelten sich die Walachen vor seinem Hause; es mochten ihrer fünfzig oder sechzig an der Zahl sein — lauter wilde, schrecken-erregende Gesichter.

Der Oberst hüllte die beiden Köpfe in ein Tuch und legte sie auf sein Bett, worauf er die Thür öffnete, um die Leute hereinzulassen.

Lupuj kam als letzter.

„Verschließe die Thür, damit niemand hereinkomme,“ sagte der Oberst zu ihm; dann ließ er die Leute in einen Kreis treten und blickte sie der Reihe nach an.

„Seid ihr alle da?“

„Ja.“

„Hält sich ein jeder von euch würdig, einen Anteil von der Beute zu erhalten?“

„Ja, ein jeder.“

„Warst du es wirklich, der jenen alten Mann niederschlug?“ fragte er zu Lupuj gewendet.

„Ich war es.“

„Und du, der du jenen Mann von rückwärts durchstießest?“ fuhr er zu einem anderen gewendet fort.

„Du hast es gesagt, Oberst.“

„Und du warst es thatächlich, der alle Frauen im Schlosse mordete?“ fragte er einen dritten.

„Ich lüge nicht, indem ich dies behaupte.“

„Und alle, alle, die ihr hier seid, ihr alle ohne Ausnahme könnt euch rühmen, gemordet, geraubt, gebrandschakt zu haben?“

„Alle! alle!“ schriean sie, sich an die Brust schlagend.

„Lügt nicht! Sehet, eure Weiber horchen an den Fenstern, und wenn ihr nicht die Wahrheit sprecht, so werden sie euch verraten.“

„Wir haben die Wahrheit gesprochen.“

„Sehr gut,“ sprach nun der Anführer und näherte sich ruhig seinem Bette, setzte sich auf dessen Rand, schlug das Tuch von den Köpfen zurück, betrachtete sie, und fragte, indem er nach seinem Herzen griff:

„Wo sind die Leiber dieser zwei Köpfe?“

„Wir rissen sie in Stücke und warfen sie auf die Landstraße.“

Die Brust des Obersten begann sich immer rascher zu heben und zu senken.

„Habt ihr heute schon gebetet?“ fragte er endlich in ganz verändertem Tone.

„Noch nicht, Oberst, wozu denn auch?“ fragte Lupuj.

„Nun so betet, denn dies ist der letzte Tag, dessen Ausgang ihr erlebt!“

„Bist du von Sinnen, Oberst? Was willst du thun?“

„Was ich will? Das Volk der Rumänen will ich von Mördern und Brandstiftern, von Räubern und Dieben säubern. Ihr Elenden! Ihr habt unseren Waffen keinen Ruhm, sondern bloß Schmach und Schande gebracht! Während die Helden auf den Schlachtfeldern bluteten, erwürgtet, Mörder ihr, Weiber und Kinder!“ Während die Mutigen vor den Geschützen standen, überfiele ihr die Häuser der Schlafenden! Ihr müßt aus den Reihen der Söhne der rumenischen Rasse getilgt werden. Fallt auf die Knie, der furchtbare Engel des Todes steht vor euch! Betet!“

Diese Worte waren bereits in einem Tone gesprochen, der die Mauern des Hauses erbeben machte. Der Oberst war nicht mehr die kalte, blutlose Bildsäule, er schien zu einer flammenden Feuergestalt geworden zu sein, die vom Himmel herabgestiegen war, um die Völker mit ihrem Hauche zu vernichten.

Erstarrt standen die Walachen um ihn her. Ihre Weiber rannten draußen schreiend vom Fenster weg.

Der Oberst riß ein Handgeschloß aus dem Busen und trat zu dem Pulverfaß.

Brüllend warfen sich da seine Gefährten auf ihn; einen Augenblick ertönte das Entsetzensgeschrei der Verzweiflung und im nächsten eine furchtbare Verpuffung, daß die Berge von dem ungeheuren Knall erschüttert

wurden und die aufgeschreckten Bewohner der Gegend in der zum Himmel emporschießenden Flamme, die den Weltenraum zu erfüllen schien, zermalmte und zerfezte Menschenleichen, verstümmelte Glieder und entzweigerissene Steine und Balken zurückfallen sahen.

Bloß eine aufgerissene tiefe Erdluft bezeichnete die Stelle, an welcher das Haus des Obersten gestanden.

. . . . Die Sonne stieg hinter den Bergen empor und lächelte auf die Erde nieder.

. . . . Die letzten Blätter fielen von den Bäumen.

. . . . Von den dreizehn Mitgliedern der Familie Bardy war keins mehr am Leben.

# Zwei Gattinnen.

---

12\*



Sechszwanzig Jahre waren vergangen, seitdem die Kriegshörner Franz Káloczys II. an den Ufern der Theiß zum letztenmale erschmetterten.

Die Bezeichnung „Kurucze“ (Soldaten Káloczys) hatte keine sonderliche Bedeutung mehr und ward höchstens zum Verspotten herabgekommener Leute von vernachlässigtem, unsauberen Neußern angewendet. Die Neubefugten ordneten die Besitzverhältnisse, jedermann richtete sich in dem ihm zugesprochenen Anteil ein und wenn sich noch einzelne Unzufriedene hier und dort im Lande vorfanden, die mit zerfetzten Mantelsäcken und verbliebenen Urkunden von einer Gerichtsbarkeit zur anderen wanderten, um seit vielen Jahren geführte Rechtshändel wiederaufzunehmen und zuende zu leiten, so setzten sie sich eben allgemeinem Hohn und Spott aus.

Sunge und alte Ritter strichen den widerspenstigen Haarschopf zurück, flochten einen Zopf daraus und streuten sich Asche, d. h. Puder, aufs Haupt, wie es die damalige Mode erforderte.

Die „Gedenkmünzen“ des Fürsten, die die Gestalten eines Römings, eines Lutherischen und eines Kalviners wiesen, welche auf einem gemeinsamen Altar, das Opferfeuer ansachen, wurden noch der Merkwürdigkeit halber gezeigt, doch faßte niemand mehr deren Sinn auf. Schließlich wurden selbst die unschuldigen Kriegshörner zerbrochen, trotzdem niemand dieselben mehr blies, da der Ton gar nicht lieblich war.

Um diese Zeit lebte in Neograd ein tapferer Kämpfer der ungarischen kalvinischen Gegenpartei namens Esornai. Als junger Mensch war er bis zum letzten Hoffnungsschimmer der Freiheitsache treu geblieben, dann begleitete er den Fürsten auf seiner Flucht nach Polen, vernahm es von den Lippen dreier Kaiser, daß die ungarische Rasse noch groß werden müsse, wartete einige Jahre, daß diese hehre Weissagung in Erfüllung gehen solle, und kehrte dann nachhause auf seine Besitzungen zurück, um dort, wie er sich vornahm, ein gescheidter Mensch zu werden.

Ein Amt nahm er zwar nicht an, doch ließ er sich zum Abgesandten wählen und begab sich mit dem festen Vorsatz nach Preßburg, wenn er der Sache seines Volkes auch nicht mit dem Schwerte zunutze sein konnte, dieselbe zumindest durch weise, wohlterwogene Worte zu kräftigen und zu unterstützen.

In Preßburg benahm er sich nun so vernünftig, daß man ihn gleich zu Beginn der Sitzungen in Gemeinschaft mit mehreren Gesinnungsgenossen aus dem Sitzungssaale wies. In ihrer Eigenschaft als halsstarrige Kalviner weigerten sie sich, gewisse Worte in der Eidformel nachzusagen, und darum hatte man sie fein säuberlich nachhause geschickt.

Wieder daheim, ruhte er nicht eher, als bis ihn sein Bezirk abermals zum Abgesandten machte und zum zweitenmale nach Preßburg schickte, wo dann die Reichsstände zugaben, daß er den Eid in der Weise ablegen möge, wie es sich mit seiner Ueberzeugung vertrug.

Beinahe ein volles Jahr half er nun, Feuer auf die Staatsvorstände zu schütten, die aber, gleich den drei jungen Juden in der heiligen Schrift, keinerlei Schaden daran nahmen; er vermehrte die Beschwerden, donnerte gegen die Jesuiten, kämpfte für die Unverletzbarkeit der adeligen Vorrechte, forderte die Zurückgabe der Temeser Banenschaft, war nahe daran, einige wörtliche Staatsverbrechen zu begehen und bewies, daß er sich weder vor dem Bizetönig, noch vor dem erblichen Prinzen fürchte.

Und während er dies bewies, verliebte sich ein Deutscher in seine einzige Tochter.

Freiherr Wilhelm Belz war ein armer Teufel,

aber ein hübscher Bursche. Als ungarischer Insaße diente er bei der Leibgarde und wurde vom Hofe häufig nach Preßburg geschickt.

Die Rákoczj-Herrschaft war schon längst in Vergessenheit geraten und die Zweitgeborenen aus den Familien des Krainer Freiherrngeschlechts hatten nicht mehr die Aufgabe, an der Spitze ihrer Reiter den trozigen ungarischen Städten die Abgabe abzufordern; sie wurden jetzt zu einem viel angenehmeren Feldzug ausgeschiedt.

„Gehet, meine Söhne; seid euren älteren Brüdern nicht im Wege; ihr seid gewandte liebenswürdige, junge Menschen, erobert euch also Besitzungen und Frauen. Da habt ihr die zahllosen titelsüchtigen ungarischen Edelleute; ein jeder von ihnen freut sich, durch die Hand der Töchter bei Hofe eingeführt zu werden; suchet euch Frauen in Ungarn.“

Et dieser Zeit wurden zahlreiche verwandtschaftliche Bande zwischen den beiden Nachbarvölkern angeknüpft und da der Wiener Hof in Ungarn die Mode angab, kam es nicht Wunder nehmen, wenn selbst derjenige, der sich dem Schwerte nicht unterwarf, sich jetzt vor der Mode beugte.

Die Bekanntschaft zwischen dem jungen Leibgardemann und Katharin Csornai führte vorläufig in-

dessen zu keinem ehelichen Bunde, denn ganz plötzlich brach eine ansteckende Krankheit aus, die Stände eilten nachhause und inmitten der allgemeinen großen Verwirrung blieb den Liebenden kaum soviel Zeit, sich unter wechselseitigen Schwüren ewiger Treue zu verabschieden.

Uebrigens hatten sie ja Zeit genug: Katinka zählte erst sechzehn Jahre und Freiherr Belz war nichts weiter, als ein schlichter Leibgardemann mit der Aussicht auf eine bescheidene Unterführerstelle. Beide Kinder mußten noch heranwachsen, um mit dem tollkühnen Geständnis vor Gabriel Esornai erscheinen zu können, daß sie sich die Freiheit nahmen, einander zu lieben.

Und nun bot sich ihnen sehr lange Zeit hindurch keine Gelegenheit, zusammenzukommen.

Katinkas Mutter besaß Kenntniß von der Herzensangelegenheit ihrer Tochter; der ganze Liebesbund war unter ihren fürsorglichen mütterlichen Fittichen geknüpft worden. Sie besaß ein kleines Maß weiblicher Eitelkeit.

Esornai ließ sich niemals bewegen, bei Hofe zu erscheinen. Man lockte ihn mittelst Auszeichnungen, Aemtern, — doch versing nichts bei ihm. Er antwortete stets, er sei bereits zu alt, um neue Gebräuche anzunehmen.

Inzwischen floß ein Jahr nach dem andern dahin,

Katinka theilte an ihre Bewerber der Reihe nach Körbe aus, sieben Jahre waren bereits seit jener Preßburger Reichstagsſigung verfloſſen und Katinka war noch immer unverheiratet.

Herr Gabriel gab ſich hierüber keinen Beſorgniſſen hin. Zu ſeinen Zeiten heirateten die Mädchen nicht unter vierundzwanzig Jahren und er ſelbſt hegte die Ueberzeugung, daß ein Mädchen, welches frühzeitig heiratet, keine gute Hausfrau werden könne.

Nicht im Traume dachte er daran, daß ſeine Tochter auf jemanden warte.

Zwar ſah er, daß ein junger Wehrherr bald da, bald dort in ſeinem Hauſe, bald daheim, bald in der Stadt auftauchte; auch hörte er, daß ihm derſelbe als Freiherr Zelz vorgeſtellt wurde, doch hatte er nun einmal das Loſ mit dieſen deutſchen Namen, daß er dieſelben ſofort vergaß, und von einer Begegnung bis zur anderen entſchwand ſogar der Geſichtſchnitt des Betreffenden ſeinem Gedächtniſſe in ſolchem Maße, daß er ihm dann ſtets als einem wildfremden Menſchen entgegentrat und ganz erſtaunt war, wenn man ihm ſagte, daß er hier und dort bereits mit demſelben geſprochen habe.

Wolle zwei Jahre benötigte der alte Kurucze dazu, um den Freiherrn ſo weit wahrzunehmen, daß er ihm

verdächtig zu werden begann. Wiederholt hatte er sich bereits gefragt, wieso es komme, daß dieser Mensch, der für ihn gar nicht vorhanden war, jedesmal zum Vorschein komme, wenn er ihn gar nicht vor Augen haben wollte.

Der im Jahre 1737 ausgebrochene Krieg gegen die Türken bot Belz häufig Gelegenheit, in Esornais Hause zu erscheinen; bald ward er als Eilbote verwendet, bald war er mit der Neueinstellung, Verpflegung oder Pferdelieferung betraut. Seine Verbindungen verhalfen ihm dazu, daß er sich in Neograd aufhalten durfte und dann verbrachte er stets mehrere Tage im Hause Esornais.

Der alte Kurucze hatte nicht die mindeste Teilnahme an dem ganzen türkischen Kriege.

Anfänglich vernahm er voll Begierde die vom Kriegsschauplatz einlaufenden Nachrichten; es gereichte ihm zu besonderer Genugthuung, daß dem Grafen Sedendorf, welcher mit Hintansetzung des tapferen Johann Balfy zum Oberbefehlshaber ernannt worden war, von den Türken eine jämmerliche Niederlage bereitet wurde; unruhig wälzte er sich in schlaflosen Nächten auf seinem Lager, als ihm bekannt wurde, daß der Sultan den Sohn Franz Kátoczys, Josef Kátoczzy, zum Fürsten von Siebenbürgen ernannte und zur Donau hinabsandte, doch

balb kam die Nachricht, daß auch der letzte Rakoczy zu seinen Vätern eingegangen sei, doch nicht auf dem Boden seiner Väter. Von da an ließen die Schlachtberichte, sie mochten lauten, wie sie wollten, Esornai sehr ruhig schlafen. Höchstens bereitete er sich das Vergnügen, den stets wohlunterrichteten Werbebeamten, sobald sich derselbe zu einem Glase Wein bei ihm einfand, nach dem Befinden der einander sehr häufig abwechselnden kaiserlichen Befehlshaber zu befragen.

„Nun, mein lieber Freiherr Belz, was macht denn der unsterbliche Sedendorf?“

„Wie weit ist der tapfere Königsed vorgebrungen?“

„Hat der verwegene Oliver Wallis den Sultan gefangen genommen?“

„Hat der wackere Schmettau noch einige Türken am Leben gelassen?“

„Ist es wahr, daß sich der heldenmütige Suckow samt der Festung Belgrad in die Luft gesprengt?“

„Und wie hat denn der weise Kei perg die türkischen Anführer überlistet?“

Esornai wußte sehr gut, daß Belz gezwungen war, auf diese Fragen zu antworten: daß der unsterbliche Sedendorf die nicht sehr schmeichelhaften Worte vom Kaiser vernommen habe: „Ich habe keine wahren Feld-

etzte zerren mehr; mit dem Tode Eugens ist das Glück von  
aufmeinen Adlern gewichen;“

Sc Daß der tapfere Königsack sehr weit vorgebrungen  
rr sei, aber in der dem Kopfe seines Pferdes gerade ent-  
b gegengesetzten Richtung;

Daß der verwegene Oliver Wallis bei Krocza die  
Hälfte seines Heeres eingebüßt habe;

Daß der wackere Schmettau nicht einmal einen  
Türken vor sich gesehen;

Daß der heldenmütige Suckon die Festung Belgrad nebst  
15000 Soldaten ohne einen Schwertstreich aufgegeben;

Und daß der weise Reiperg sich mit seinen Befehls-  
habern so heftig überworfen, daß sie sich fast gegenseitig  
aufgefressen und als Ende vom Liede, den Russen zu  
Gefallen uns Serbien, Bosnien und die berühmte Festung  
Belgrad verloren haben;

Daß dies alles aber in kriegskundlicher und ge-  
sandschaftlicher Hinsicht sehr richtig gehandelt war und,  
falls ein Fehler begangen worden, dieser durch das  
Kriegsgericht schon entschieden werden würde und wenn  
sich ein Befehlshaber gegen die Dienstvorschrift vergangen  
habe, er sicherlich seiner Auszeichnungen verlustig gehen  
und zu Festungshaft verurteilt werden würde, was das  
Land sicherlich zur Genüge für die verlorenen Gebiete  
zu entschädigen habe.

„Endlich ist aber doch Frieden geschlossen und hierüber freuen wir uns beide.“

„Weshalb denn wir beide?“

„Sie brauchen keine Soldaten mehr zu werben und freuen sich, nach Wien zurückkehren zu können, — und — auch ich freue mich dessen.“

„Hoffentlich kommen Sie doch auch nach Wien?“

„Gewiß nicht; es sei denn in Eisen!“

„Oh, in viel zarteren Banden.“

„Daß ich nicht wüßte? Ich habe dort niemanden zu suchen.“

„Doch werden Sie jemanden finden.“

Mit diesen geheimnisvollen Worten erhob sich der Freiherr und entfernte sich, während Esornai klar erkannte, daß Herr Wilhelm Belz sein Haus nicht bloß seines guten Weines wegen zur Absteigeherberge erkor.

Daraus soll aber nichts werden!

Ach du mein lieber, ehrbarer Kurucze, ehemals verstand man sich besser auf die Verbreitung der Gessittung als es das junge Geschlecht vermag. Man sandte die neuen Ansiedler nicht mit dem Vinienzieher unter dem Arme ins Land, sondern in Gestalt glänzender, schwertbewaffneter, sporenklirrender Ritter und wenn man in dem Barbarenlande zuweilen wildere Leute antraf, die man durch Titel, Aemter, höfischen Glanz und

Ordenszeichen nicht in die Falle zu locken vermochte, so nahm man sich ihnen auf Umwegen und heiratete ihre Töchter.

Der Thronerbe war ja selber eine Frau; sie kannte also die Frauen sehr gut.

Der Abschied des Freiherrn Belz vom Hause Esornai war mit einer feierlichen Werbung verknüpft.

Der Ritter legte ausführlich dar, mit welchen vornehmen Familien er in Verbindung stehe, wo seine Besitzungen einstmals gelegen hatten und welche wackeren Leute seine Vorfahren waren; in welcher Gunst er beim Kaiser stehe und welche glänzenden Aussichten er habe; wie sehr er die Ungarn liebe und wie sehnlich er wünsche, durch verwandtschaftliche Bande mit dieser tapfern, großmütigen Rasse in Beziehung zu treten. Um zu beweisen, wie sehr ihm an der Sache gelegen sei, versprach er dem Kuruczen sogar, daß er vom Kaiser die Erlaubnis erwirken werde, den aus dieser Verbindung hervorgehenden Söhnen zum Namen des Vaters auch den der Mutter beizufügen. Wie schön sich das ausnehmen würde: Hugo Arpad von Esornai-Belz!

Gabriel Esornai antwortete rund heraus:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für die mir zuge dachte Ehre, meine Tochter gebe ich Ihnen aber nicht. Erstens schon darum nicht, weil ich sie nicht als die

Gattin eines Mannes wissen will, der an einem Orte wohnt, wo ich sie niemals besuchen könnte, zweitens darum nicht, — weil — weil Sie mir nicht zusagen. Erläutern läßt sich dies nicht; so ist's einmal und so bleibt es und ich kann mir nicht helfen. Unsere Herzen, unsere Seelen sind verschieden, wir sprechen nicht die gleiche Sprache, wir denken nicht übereinstimmend, was Ihnen wohlgefällt, ist mir spinnefeind, unsere Namen sind wie Eis und Feuer, die nicht zu vereinen sind. Meinethalben mögen Sie ein großer Mann sein, mögen es bis zum Feldherrn bringen, was ja in Friedenszeiten ein leichtes ist, ich will ein einfacher Edelmann bleiben. Ziehen Sie in Gottes Namen, wenn ich Ihnen in etwas zu Gefallen sein kann, so verfügen Sie über mich; gefällt Ihnen eines meiner Pferde, so besteigen Sie es und nehmen Sie es mit sich; bin ich Ihnen etwas schuldig dafür, daß Sie sich bei mir aufhielten, so nennen Sie mir die Summe und ich zahle sie Ihnen. Ich grüße Ihre Verwandten, die Sie daheim haben, meine Tochter aber gebe ich Ihnen nicht.“

Belz war vollkommen vorbereitet auf diese Antwort, so daß er nicht einmal in Verwirrung geriet. Er war seiner Sache gewiß. Die Frauen hatte er auf seiner Seite und den Vater kannte er genau.

„Ich weiß ja sehr gut, mein werter Herr Esor-

nai, daß ich ihre Zuneigung nicht in dem Maße besitze, wie sie die meinige, auch wäre ich derselben gar nicht würdig; — die Liebe ist indessen ein Ding, welches nicht nach dem Verdienste verteilt wird, das ist eine Glückssache und ein solches Glück ward auch mir zuteil, als Fräulein Katinka ihr Herz mir schenkte.“

Ueberrascht blickte Esornai auf seine anwesende Tochter, die erbleichend die Augen vor ihm niederschlug, und das Erbleichen ihres Gesichtes bewies, daß Zelz die Wahrheit gesprochen.

Eine zornige Antwort schwebte auf Esornais Lippen, bevor er indessen noch zu Worte kommen konnte, stürzte seine Gattin hin zu ihm, warf sich, um eine traurige Szene zu verhindern, ihm an die Brust und beeilte sich, das entscheidende Wort auszusprechen:

„Lieber Gabriel, dein Zorn kommt zu spät. Katinka ist bereits Zelz' Gattin, gestern ließen sie sich insgeheim trauen. Ich habe dies so veranstaltet; hegst du Zorn, so treffe er mein Haupt.“

Der alte Edelmann taumelte zurück bei diesen Worten. Er bedeckte seine Augen mit der Hand, wie wenn er eine sich über dieselbe lagernde Dunkelheit entfernen wollte, die ihn des Sehens beraubte; seine Rechte umklammerte den Arm seiner Gattin mit solcher Heftigkeit, daß die Spuren seiner Finger zurückblieben. —

Dann aber faßte er sich gewaltsam und bat seine Gattin, ihm den Schmerz zu verzeihen, den er ihr unbekannt zugesügt.

„Gestern haben sie sich also insgeheim trauen lassen?“ fragte er zu seiner Gattin gewendet.

„Ja Gabriel,“ sprach jene, indem sie ihn noch inniger umschloß; „wir wußten, daß du niemals einwilligen würdest und Katinka liebt ihn so sehr; sie würde sterben, wenn sie nicht die seinige werden könnte. Ich weiß, was dieses Kind seit Jahren bereits gelitten hat, denn sieben Jahre sind es, daß sie ihn liebt.“

„Sieben Jahre? und mir gestand sie dies niemals!“

Bei diesen vorwurfsvollen Worten warf sich das Mädchen zu seinen Füßen und stammelte, unter bitterlichem Schluchzen seine Kniee umklammernd, unverständliche Worte.

„Stehe auf mein liebes Kind,“ sprach der alte Kurucze mit sanfter Stimme; „ich zürne dir nicht, ich mache dir keine Vorwürfe. Ich fluche dir nicht, ich verstoße dich nicht. Ich bin auch jetzt noch derselbe für dich, der ich bisher gewesen. Die Sache ist nicht nach meinem Willen gegangen, doch werde ich das niemandem verraten. Wenn du mein Haus verlassen wirst, so magst du überzeugt sein, daß der Segen deines Vaters mit dir geht, der denselben nur leise für sich sagt, da er

keine Worte dazu findet, und wenn du einmal ins Unglück geraten solltest, so erinnere dich, daß ein Mensch lebt, der dich selbst, wenn du ihn auch betrogen und hintergangen hast, aufrichtig und treu liebte. Ich bin dir ein guter Vater, wenn du gehst, und werde dir ein guter Vater sein, — wenn du zurückkehren wirst, — — und du wirst zurückkehren.“

Belz verwahrte sich selbstverständlich gegen diese Möglichkeit und sagte zu Esornai, „wir wollten schon sehen“ — —

Esornai ließ ihn nicht ausreden.

„Gut, mein Herr, Sie haben Ihr Ziel erreicht, meine Tochter gehört Ihnen, nehmen Sie sie mit sich. Achten Sie aber sehr darauf, daß Sie dieselbe nicht zwingen, zu meinen Lebzeiten diesen Schritt zu beweinen, denn dann giebt es keine himmlische, noch irdische Macht, welche die Hand, die jetzt segnend auf dem Haupte meiner Tochter ruht, — von Ihrem Kopfe abzuwenden!“

Natürlich schwor Belz bei Himmel und Erde, daß früher die Welt untergehen mußte, u. s. w., u. s. w.

Nun wurde nicht länger gezögert, schon am nächsten Tage packte der Freiherr seine Gattin zusammen und nahm sie mit sich nach Wien.

Mit keiner unfreundlichen Miene zeigte Esornai, daß ihn etwas schmerze; — er polterte bloß darüber,

daß das eine unerhörte Sache sei, ein Mädchen ohne Trauungsgepränge, ohne Hochzeitsgesolge, ohne Brautführer zu verheiraten, die dreimalige Verkündigung zu umgehen. Nicht einmal die Nachbarn waren zugegen, um wenigstens ein Glas Wein auf das Glück des jungen Ehepaares zu leeren, das sich trauen ließ und gleich Dieben bei Nacht und Nebel davonzog.

Im Herbst dieses Jahres starb Kaiser Karl und der nächstfolgende Frühling eröffnete ein sehr stürmisches Jahr. Als der Winter zuende ging, begann es aus Geschützschlünden bereits zu donnern und zu blitzen — „Reiche Ernte!“ weissagten die Wettermacher; — und der knöcherne Sensenmann hielt wirklich eine reiche Ernte.

Die den Thron besteigende Fürstin fand in jedem Nachbar einen kampfbereiten Feind, im eigenen Reiche zerrüttete Schatzverhältnisse und ein entfittlichtes Heer.

Am französischen Hofe war bereits die neue Karte verbreitet, nach welcher Schlesien dem preußischen, Mähren dem sächsischen und die Lombardei dem sardinischen König zugesprochen war, während Böhmen und die beiden Oesterreich Karl von Bayern zufallen sollten. Bloß das jeglicher Verwandtschaft entbehrende Ungarn war der jungen Königin gelassen worden.

Staatsräte und Reichsstände verloren die Köpfe, Feldherren eilten, in den Ruhestand versetzt zu werden

und die Königin selbst brach in die Klage aus, daß sie in ihrem ganzen Reiche keinen Ort finde, wo sie die nahe Geburt ihres Kindes in Ruhe erwarten könne. Das Kaisertum Oesterreich stand an der Schwelle seiner endgültigen Auflösung.

Die ganze Welt weiß, was die Ungarn in dieser Zeit der Bedrängnis gethan.

Diesmal war Gabriel Esornai nicht anwesend unter den Reichsständen, die die Königin nach Preßburg berufen. Er schützte sein Gesicht vor, welches ihn nicht aus dem Hause ließe.

Statt dessen suchte ihn seine Tochter Katinka auf, weil Belz mit dem königlichen Heere in den Krieg gezogen war und während der Gatte den Gefährden und Widerwärtigkeiten des Krieges ausgesetzt war, hielt es die Gattin für das Angezeigteste, im elterlichen Hause zu verweilen.

Aus der Unruhe und Aufregung, mit welcher Katinka jedes umherschwirrende Gerücht vom Kriegsschauplatz auffing, konnte Esornai ersehen, mit welcher Liebe seine Tochter an dem Gatten hing.

„Mache dir keine Sorge um ihn,“ pflegte der alte Herr zu sagen, wie um sie zu trösten; „der geht an solche Stellen nicht, wo es Gefahr gibt.“

Es hätte den alten Herrn ganz ungemein geärgert,

wenn seinem Schwiegersohne eine Sache widerfahren wäre, derenthalten er gezwungen gewesen wäre, Belz doch noch als waderen Mann zu erklären.

Gegen Ende April langte ein Eilbote aus Wien mit einem Eilbrief an den alten Esornai an.

Unbestimmte Gerüchte sprachen damals bereits weit und breit davon, daß bei Mollwitz eine blutige Schlacht zwischen dem preussischen und österreichischen Heere stattgefunden und daß Friedrichs Feldherr Schwerin dem österreichischen Befehlshaber Reiperg eine furchtbare Niederlage bereitet habe.

Freiherr Belz war dem Kriegsstaffe Reipergs zugeteilt worden und der auf dem Briefumschlag sichtbare Stempelabdruck „Magdeburg“ sagte Esornai schon im voraus, daß sein Schwiegersohn gefangen genommen worden sei.

Und diese Ahnung sollte gerechtfertigt werden, der Inhalt des Briefes lautete:

„Lieber Vater, liebe Mutter und Gattin! Unglück, wenn auch ruhmvolles Unglück ward mir zuteil. Ich ward ein Opfer meines Mutes. Als der Kampf am heftigsten tobte, griff ich, um demselben eine entscheidende Wendung zu geben, an der Spitze meines Trupps, den Feind im Rücken an und war schon nahe daran, den feindlichen Befehlshaber samt seinem ganzen Kriegs-

stabe gefangen zu nehmen, als ich plötzlich die Entdeckung machte, daß ich in meinem übermäßigen Kampfeifer meine Leute weit zurückgelassen hatte; so wurde ich, bevor mich diese einzuholen vermochten, als einzelner Mensch gegen eine derartige Uebermacht zum Gefangenen gemacht.“

Dies war der hauptsächlichste Inhalt des Briefes, dann folgte noch ein Schwulst landläufiger Ergüsse, die von dem Alten nicht einmal gelesen wurden. Auf der letzten Brieffeite aber erblickte er noch eine fremde Handschrift, die seine Aufmerksamkeit erregte. Die massigen Zeilen waren mit Schwerin unterzeichnet. Der preussische Feldherr selbst hatte sie geschrieben. Was mochten dieselben enthalten?

„Verehrte Herrschaften! Die in Kriegszeiten dringend gebotene Nothwendigkeit zwingt mich, die Briefe der Gefangenen, die dieselben nachhause senden, durchzulesen damit dieselben nicht etwa geheime Weisungen enthalten und so mußte ich auch den Inhalt vorliegenden Schreibens kennen lernen. Damit aber Schreiber dieses seine Verwandten nicht gegen alle Absicht und völlig grundlos beunruhige, indem er sich beispielloser Verwegenheit rühmt, bin ich gezwungen, ihn damit zu entschuldigen, daß sich die geschilderte Begebenheit in der Weise zutragen, daß der Herr Freiherr vom Herrn Feldherrn

Nei perg in der Eigenschaft eines Eilboten zu den Ersatztruppen gesandt, sich infolge seiner Unbekantheit mit der Gegend und auch durch seine Kurzsichtigkeit verirrt und statt zu seinem Ersatzheere, zu uns geritten kam, was aus den Worten: „Herr Oberst, eilen Sie, den Felbherrn im Mitteltreffen zu erreichen!“ — die er an mich irrtümlicherweise richtete, doch leicht zu erkennen war. Nach diesen Worten gewährte er erst sein Versehen und übergab darauf ohne weiteres seinen Degen; es geschah ihm weiter kein Leid. Im übrigen leistete ich dem Befehle Folge und bemühte mich den Feind möglichst rasch im Mitteltreffen zu erreichen. Bitte über den Herrn Freiherrn gar nicht in Sorgen zu sein, u. s. w.“

Uornai spie aus und warf den Brief weg; von der Stunde an würdigte er die Briefe seines Schwiegersohnes keines Blickes mehr. Seinethalben mochte er schreiben, soviel er wollte.

Freiherr Belz fand sich leicht in seine neue Lage; der Ehrgeiz quälte ihn nicht in dem Maße, daß er seine Gefangenschaft so sehr bedauert hätte und Ungarn war ihm nur zu kurze Zeit hindurch eine Heimat gewesen, als daß er dessen Schicksalswendungen mit vaterländischer Liebe hätte begleiten können.

Uebrigens boten die guten Magdeburger auch alles

auf, um durch Zuborkommenheit die Lage des Gefangenen zu einer erträglichen zu gestalten und Belz besaß nicht jenes halsstarrige Wesen, das solcherlei Gefälligkeiten mit der eines Gefangenen würdigen Härteigkeit entgegennahm. Der Platzhauptmann der Festung gestattete ihm gegen Ehrenwort, frei in der Stadt umherzugehen und zum Lobe des Herrn Belz müssen wir erwähnen, daß er sein Ehrenwort durch Fluchtversuche oder geheimen Briefverkehr niemals zu brechen versuchte.

Ja, er schwamm sogar mit dem Strome, und der öffentlichen Meinung; — sobald er mit den Kriegsherrn zusammentam und über Schlachten oder Kriegsbewegungen berichtet wurde, sprach er in den Redekämpfen bloß von den „unserigen“ und vom „Feinde“, wie ein deutscher Anführer; er teilte das allgemeine Staunen, wenn die Streifzüge des tollkühnen Beleznay erwähnt wurden, half die Berliner Witz über die ungarischen Heeresanführer verbreiten, war ein großer Staatskrittler, wo man über die allgemeine Begeisterung der Ungarn die Köpfe schüttelte, und bemitleidete am meisten seine Landsleute, die gleich so bereit wären, „aufzusitzen“ und die die Regierung dereinst noch ärger aufsitzen lassen würde. Einer behauptete, die Ungarn ließen sich aus barbarischer Kurzsichtigkeit von ihren klügeren Herren mißbrauchen. Ein anderer verteidigte sie noch schlechter

mit der Ansicht, daß sie aus Selbstsucht handelten, indem sie sich einbildeten, daß, sofern Ungarn jetzt das österreichische Kaisertum rette, nach Beendigung des Krieges der Mittelpunkt des Reiches dem Ungarn zu fallen und dieser über die übrigen herrschen werde. Dieser legte es für beduinenhafte Prahlsucht, jener wieder für eitle Ruhmbegierde der Adelligen aus, was doch wirkliche, der vaterländischen Erhebung entspringende Heldenthaten waren.

Freiherr Belz zürnte nicht sonderlich dieser auseinandergehenden Meinungen halber; seine Rache an den Magdeburgern bestand im ganzen darin, daß, während deren Söhne an den fernen Grenzen Oesterreichs Schwert- hiebe von Belz' Landsleuten empfangen, denselben solche zurückgaben und die besetzten Städte des Reiches der Reihe nach einnahmen, Freiherr Belz gegen die daheim- gebliebenen Bräute und jungen Frauen Krieg führte und wenn er seine Siege auch nicht durch amtliche Be- richte bekannt gab, so doch insgeheim bereits den Schlüssel zu mancher eroberten Festung besaß.

Das Unglück der Gefangenen nimmt die Teilnahme der Frauen gewöhnlich in demselben Maße in Anspruch, wie die eingeheimsten Lorbeerkränze der frohlockenden Sieger. Jemanden trösten, zu Dank verpflichten, seine bitteren Tage des Stachels berauben, ist ein noch ange-

nehmeres Werk, als den ganzen Tag über die Lobeserhebungen des siegreichen Freundes zu vernehmen und nach Worten zum Ausdruck der Bewunderung zu suchen.

Daß Freiherr Belz bereits verheiratet war, brauchte ja niemand zu wissen. Wenn er Briefe schrieb, richtete er sie stets an seinen Schwiegervater und wenn er solche von seiner Gattin daheim erhielt, so trug der Umschlag die Aufschrift in lateinischer Sprache von Esornais Hand, da die Frauen nicht lateinisch schreiben konnten.

Unter den Familien, bei welchen der gefangene Edelmann liebenswürdig aufgenommen wurde, war auch die des Ritters von Rothenburg.

In Deutschland wird es nur von den Edelleuten anerkannt, daß sie „geboren“ sind, je nachdem eines der folgenden Worte berechtigt vor den Titeln steht: „wohlgeboren“, — „edelgeboren“, — „hochwohlgeboren“ und endlich „hochgeboren“. Wer nicht zu einer dieser Begriffsformen gehört, ist nicht „geboren“, sondern nur „zur Welt gekommen“.

Die Rothenburgs waren bloß „edelgeboren“, Freiherr Belz aber mit einer Stufe höher „hochwohlgeboren“ und hieraus entsprang der ausgezeichnete Empfang vonseiten der Familie Rothenburg.

Der alte Junker machte kein Geheimnis daraus, daß er ein Edelmann sei; er liebte es, seine ländliche

Befizung „Rittergut“ und den ältesten seiner Söhne „Erbguthsherr“ zu nennen. Die beiden jüngeren wurden zum Soldaten und zum Priester erzogen, da kein anderer Beruf der Würde eines Edelmannes entspreche.

Auch seine Töchter hatten gemessene Weisung, daß sie bloß unter zwei Fällen wählen durften: entweder einem gleichstehenden (nach Umständen auch höherstehenden) Freiherrn die Hand zu reichen, oder den Schleier zu nehmen. Eine Mißheirat duldete der Ruhmesglanz des Wappens der Rothenburgs nicht.

Das älteste Fräulein hieß Amalie; sie war zugleich die schönste unter den drei Töchtern. Die übrigen zwei hätte ein ungehobelter Wahrheitsfreund sogar häßlich nennen können. Amalie sah ihnen gar nicht ähnlich, so wenig wie sich die Kinder unter einander glichen. Die Mutter hatte eine etwas abenteuerliche Vergangenheit hinter sich und liebte es dabei, ihre Neigungen zu verändern. In diesem Punkte sind die adeligen Wappen nicht so empfindlich.

Wilhelm Belz war täglicher Gast in diesem Hause; er machte Fräulein Amalie den Hof und sein Minnedienst wurde angenommen. In Tanzunterhaltungen tanzte er mit ihr, bei Gastmählern brachte er Trinksprüche auf sie aus, im Knopfloch trug er Blumen, die sie ihm gespendet, und hatte sich mit einem Worte derart an

sie gehängt, daß seitens der Familie ohne Schande die Begebenheit nicht unbeachtet bleiben konnte; der ganze artige Handel mußte entweder vollständig auseinandergebracht, oder der Betreffende zu einer Erklärung gezwungen werden.“

Freiherr Belz hegte selbstverständlich nicht einmal im Traume irgend eine ernstere Empfindung, als er Fräulein Amalie den Hof zu machen begann. Höchstens betrachtete er das Ganze als einen angenehmen Zeitvertreib während seiner langweiligen Gefangenschaft und hatte stets vor Augen, daß er zum Schließen einer zweiten Ehe ganz besonderer Förmlichkeiten und Entpflichtungen benötige. Er wollte nichts weiter, als sich vergnügen.

Zuweilen schien es ihm zwar, wie wenn Amalie eine vollkommenerere Schönheit wäre, als seine Gattin daheim, wie wenn sie durch ihre Erziehung noch mehr Anmut und gesellschaftlichen Reiz, als jene von der Natur erhalten hätte; doch genügte dies noch nicht, um ihn seinen Ehestand vergessen zu lassen.

Die Versuchung ward aber immer stärker. Amalie ließ immer deutlicher erkennen, daß sie Belz liebe und dienstfeilige Dienstleute, Freunde und Tanten säumten nicht, den Freiherrn hiervon bald auf diese, bald auf jene Weise in Kenntniß zu setzen. Viele Schwachköpfe

wurden bereits von einem solchen Bewußtsein zufalle gebracht. Es entspann sich ein geheimer Briefwechsel zwischen ihnen und bis dieser entdeckt wurde, war das anfänglich für Buneigung angesehene Gefühl zur Leidenschaft geworden.

Alle äußeren Umstände vereinigten sich, um Belg ins Verderben zu stürzen. Der Krieg nahm eine unglückliche Wendung für Oesterreich, feindliche Könige hausten mit ihren Heeren im Innern desselben, ein den ungarischen Adel zur allgemeinen Erhebung auffordernder Ruf dröhnte durch das Schlachtgetümmel hindurch, — es war vorauszu sehen, daß einer jener Kriegszüge beginnen würde, in welchem diejenigen, die darin nicht dem Tode verfallen, zu mindest alt und grau würden.

Auf der einen Seite eine schreckenerregende Verbindung, auf der anderen Seite der Kampf eines Reiches um das Leben, dessen Zähigkeit die Blätter der Geschichte bezeugen, im Bunde mit der begeisterten Selbstaufopferung eines heldenmütigen Stammes. Das Ende von alledem erleben auch wir nicht.

Es hält schwer, die Deutschen in den Kampf zu führen; stehen sie aber erst inmitten desselben, so behaupten sie sich lange, halten aus, lassen nicht nach, beginnen von neuem und kämpfen bis zum letzten Atemzuge. Der spanische Erbfolgekrieg allein beweist dies zuregenüge; — er hatte dreißig Jahre gewährt.

Nun, dachte Belz, während dreißig Jahren kann doch jemand von drei Personen sterben. Inzwischen ist man aber durch eine so bedeutende Entfernung von seinen Angehörigen getrennt, daß eine Begegnung zwischen Mann und Frau fast zur Unmöglichkeit wird.

Die Siege der Verbündeten brachten für Belz auch noch den Uebelstand mit sich, daß er von daheim kein Geld mehr zu erhalten vermochte. Möglicherweise schickte man ihm welches, doch wurden die Boten angehalten; inmitten des Kriegsgetümmels konnten derlei Sendungen leicht fehlgehen und inzwischen geriet er in Schulden, seine Gläubiger begannen unangenehm zu werden und zuweilen überraschte ihn der Gedanke, daß Gattin und Schwiegervater seiner vergessen hätten, ihn vernachlässigten, unwürdig behandelten, Not leiden ließen und vorsätzlich in Verlegenheiten stürzten. Seine Gattin mag seither vielleicht schon einen anderen lieben, bei Kalvinern geht eine Scheidung sehr leicht vor sich, dieselbe kann sogar wegen Ungehorsams ausgesprochen werden, wurde vielleicht selbst schon ausgesprochen und seine Gattin besitzt vielleicht schon längst einen anderen Ehemann.

Inmitten dieser Bitternisse that dem schwachen Menschen die Bekanntschaft der Rothenburgs doppelt wohl. Der Vater forderte ihn häufig auf, ihm, wenn

er etwaige Wünsche haben sollte, dieselben bekamntzugeben; er sei stets bereit, ihm zu helfen, er möge über seine Börse und über alles verfügen, worüber er selbst zu verfügen hätte.

Belz verstand dies sehr gut, doch antwortete er noch ausweichend, vertröstete seine Gläubiger und fuhr fort, Amalien schlechte Verse zu widmen und den Bucherern noch schlechtere Wechsel zu unterschreiben.

Nun begab es sich einmal mit ihm, daß je eines dieser seiner zwei Geisteserzeugnisse an die unrechte Stelle geriet: ein Wechsel gelangte vor den Richter und eine Dichtung in die Hände des alten Junkers.

Der alte Junker begab sich mit sehr zornigem Gesichte in die Wohnung des Freiherrn und zog ihn zur Rechenschaft über die Absichten welche er beim Verfassen dieser und jener Briefe, Reimereien und Verseleien mit seiner Tochter habe. Er möge sprechen, antworten, sich erklären! Dessen mag er sicher sein, daß wenn er ernste Absichten habe, denselben von niemandem Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten; aus der Aufnahme, die ihm bisher zuteil geworden, könnte er ersehen haben, daß die Familie Rothenburg eine Verbindung mit dem Geschlechte der Freiherrn von Belz für eine ihrer nicht unwürdige betrachte; — wenn das Ganze aber nichts weiter als ein Scherz wäre, so möge er vor

den Folgen zittern. Ein Bruder des Fräuleins Amalie diene bei dem Nordheere, zwei Oheime bei dem Südheere und drei Neffen bei der Ersatztruppe. Alle sechs seien aber furchtbare Gaubegen. Diese würden heute alle von der Schmach in Kenntniß gesetzt werden, die ihrer Familie widerfahren, und würden sich alle beeilen, den Flecken mit dem Blute des Räubers von ihrem Wappen abzuwaschen u. s. w.

Belz war in eine arge Falle geraten. Es blieb ihm nur übrig, sich entweder mit einem halben Duzend Rittmeister eines halb und halb verführten Edelfräuleins wegen zu schlagen und früher oder später in den Schuldturm zu gelangen; — oder seinem Ehrentworte entgegen zu fliehen und sich im Falle der Ergreifung erschießen zu lassen; — oder aber die schöne Amalie in Verbindung mit einer achtbaren Mitgift zu heiraten.

Keine der drei Aussichten hatte etwas verführerisches an sich; eine derselben versprach wenigstens einigen Genuß. Belz beschloß, den dritten gegebenen Fall zu wählen und das Edelfräulein zu freien, da er ja Ungarn niemals wiedersehen werde.

Und so geschah es auch. Die Hochzeit ward mit allem nötigen Gepränge gefeiert und anbeträchtlich jener kriegerischen Zeitläufe konnte sich Belz kaum der Besoiat, Blumen des Ostens.

fürchtung hingeben, daß er auf irgend eine Weise als Zweiveibler entdeckt werden würde.

Der Zufall machte einen Strich durch die irrtümliche Rechnung des Freiherrn. Ein völlig unerwartet eingetretener Waffenstillstand unterbrach den endlos scheinenden Krieg und während dieses Zwischenaktes des blutigen Schauspiels tauschten die streitenden Gegner ihre Gefangenen aus.

Als Zelz erfuhr, daß er Magdeburg verlassen müsse, um wieder ein Angehöriger Ungarns zu werden, bereute er es ungemein, daß er sich von neuem hier verheiratet hatte. Seine bislang in Beschlag genommenen Briefe kamen plötzlich an und alle sagten ihm, mit welcher treuer, reiner Liebe die daheim gebliebene Gattin den Augenblick herbeisehne, wo ihr der Gatte wiedergegeben würde; Geld erhielt er jetzt auch in Menge, ja aus einem der Briefe erfuhr er sogar, daß die Königin dem alten Esornai alle seine eingezogenen Besitzungen zurückgegeben habe; (der alte Kurucze war nun doppelt so reich, als er es bisher gewesen.) Zelz faßte einen raschen Entschluß; er sagte seiner neuen Gattin und deren Eltern, daß er von seiner Freiheit Gebrauch machen und vorausziehen wolle, um sein Ahnenschloß in der Moldau instand zu setzen und sobald er dies in einer der neuen Besitzerin würdigen Weise gethan,

zurückkehren und seine Gattin mit gebührendem Brunt in sein Dorf heimführen werde.

Das Dorf, welches er der Familie Rothenburg gegenüber erwähnte, bildete zwar einst das Eigentum des Belz-Geschlechtes, doch schon Wilhelms Großvater hatte dasselbe veräußert und er selbst hatte dasselbe als ganz kleines Kind zum letztenmale gesehen.

Belz überlegte, daß er nun bloß die wenigen Wochen des Waffenstillstandes irgendwo überstehen brauche, denn sobald der Krieg von neuem ausbrach, harrte die angenehme Sicherheit seiner, daß ihn die im „Feindeslande“ zurückgebliebene Gattin nicht mehr aufzusuchen vermochte; er gedachte wieder in das kaiserliche Heer einzutreten, wo er heute da, morgen dort sein würde. In dem moldauischen Dorfe gab es aber niemanden, der einen zudringlichen Frager auf seine Spur zu leiten imstande war.

Frau Sjornai lag gerade schwer krank darnieder, als die Nachricht ankam, daß Waffenstillstand eingetreten sei und die Gefangenen ausgetauscht würden. Auf Ratinkas Gesicht lag die Sehnsucht, den wiederkkehrenden Gatten infürze sehen zu können, klar ausgedrückt, während es gerüchtweise verlautete, daß die ausgetauschten Gefangenen nicht heimkehren dürften, sondern ohne weiteres dem Heere wieder einverleibt werden würden.

Esornai war genöthigt sich zu einem schweren Opfer zu entschließen. Er mußte selber seine Tochter nach Wien bringen.

Er war noch niemals in der stolzen Kaiserstadt gewesen, über welche die Kuruczenlieder so viel bitteres sangen. Ehemals schien es ihm ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, aus eigenem Willen nach der Stadt zu gehen, an deren Thoren er einstens mittelst Mörserschlünden Einlaß begehrt hätte und vor welcher man jetzt seinen Wagen anhalten, sein Gepäck durchsuchen, seinen Tabackbeutel besichtigen und selbst die Kleider an seinem Leibe betasten lassen würde.

Und trotzdem entschloß er sich dazu. Er liebte seine einzige Tochter so sehr und da Gott das unschuldige Geschöpf einmal dazu verdammt, den Desterreicher so schwärmerisch zu lieben, so dachte er — in Gottes Namen denn, so mögen sie sich einander wiedersehen!

Seine Gattin ward durch ein schweres Nervenleiden daheim zurückgehalten, doch konnte sie über ihre Tochter beruhigt sein, der leibliche Vater war ja mit ihr; umsomehr ängstigte sie sich aber um den Vater selbst. Er führt eine so freie Sprache, sein Gemüt ist so störrisch, wird er sich in der durch ihre Aufpaffer berüchtigten Hauptstadt nicht in Gefahren stürzen? Er

hat aber wieder seine Tochter mit sich und so werden sie gegenseitig über einander wachen.

Seinem gegebenen Versprechen gemäß schrieb Esornai sofort nach erfolgter Ankunft seiner Gattin: Belz hätten sie bereits in Wien gefunden, Katinka fühle sich sehr wohl, er selbst werde nach einigen Tagen nachhause eilen; — das Wiener Brot enthalte Eppichkraut, mag es essen, wer es erfunden hat.

Der alte Kurucze lehrte nach diesem Briefe aber nicht heim, schrieb auch nicht wieder. Zwei Wochen waren bereits verflossen und weder er, noch ein Brief von ihm waren angekommen. Frau Esornai ängstigte sich nun ungemein; ob er sich nicht in Angelegenheiten verwickelt hatte? vielleicht hielt man ihn gar gefangen? vielleicht hatte er leichtsinnige Reden geführt? Dann beruhigte sie sich selbst wieder: sicherlich hatte der Alte an dem Wiener Aufenthalt Gefallen gefunden, dort giebt es ja so viel zu sehen, gewiß hat er auch alte Kriegsgesährten angetroffen: — oder hat man ihn amende an den Hof gelockt und ihn gewaltsam gezwungen, irgend ein wichtiges Amt anzunehmen?

Die Kranke schlief nur wenig; sie hatte Zeit genug, wachend die Traumbilder fortzusetzen, an denen die Einbildungskraft so reich ist, wenn sie mit dem Bilde einer abwesenden geliebten Person beschäftigt ist.

Eines Abends ertönte Wagenrollen im Hofe, Esornai war angekommen. Die kranke Frau erkannte ihn an seinen Schritten und an der Stimme, die noch im Vorsaale die Dienstleute fragte: „wie geht es der Frau?“

Diese Stimme aber ließ die Frau erschrocken zusammenfahren, — sie war so heiser, so erstickt! Gerade so fragte er vor Jahren, als er von seiner freiwilligen Verbannung aus Polen heimkehrte: „wie geht es meiner Frau“; auch damals trug er schweres Leid.

Im nächsten Augenblick stand der Gatte bereits vor ihr und küßte und umarmte sie zärtlich.

Angstvoll spähte die Frau in den Zügen des Gatten, der Ruhe und die Freude des Wiedersehens heucheln wollte. Eine kranke Frau aber hat feine Nerven, die alles erraten, selbst die geheimsten Gedanken!

„Wie geht es den Kindern?“ war ihre erste Frage.

„Den Kindern? Sehr gut.“ — Fast schnürte ihm das Wort die Kehle zusammen.

Frau Esornai wartete, ihr Gatte werde ihr Einzelheiten über das Glück der „Kinder“ berichten, der Alte schwieg aber hierüber und erkundigte sich bloß nach dem Befinden seiner Gattin und nach den häuslichen Angelegenheiten.

Sicherlich ist ihm etwas Widerhaariges zugestoßen, dachte sie und wagte nicht weiter zu fragen; — bloß

insgeheim machte sie voll Schrecken die Wahrnehmung, wie sehr sich das Gesicht des Gatten verändert hatte; er schien um zehn Jahre in diesen zwei Wochen gealtert zu sein.

Esornai setzte sich am Kopfe des Bettes nieder, er meinte, hier könne seine Gattin sein Gesicht nicht sehen. Die von geheimer Angst verzehrte Kranke gewahrte indessen in einem gegenüberhängenden Spiegel, daß ihr Gatte langsam sein Schnupftuch hervorzog und sich die Augen trocknete.

„Gabriel, du weinst!“ schrie die Kranke auf; „du trocknest dir die Augen? Du weinst? sprich! was ist geschehen?“

Esornai sah ein, daß er sich sehr schlecht vor der Kranken verstellte habe.

„Du hast recht, ich habe geweint. Beruhige dich. Ich will dir alles erzählen.“

„Ach, das war keine Geschichte für eine kranke Mutter!“

„Vier Tage lang waren wir bereits in Wien, Belz hatte in einer Vorstadt eine Wohnung gemietet, die wir nur sehr selten verließen. Belz gab vor, daß ihn das Geräusch der Welt unangenehm berühre, daß er das trauliche Familienleben liebe, daß er sich vor seinen alten Kriegsgefährten schäme, die ihn verspotten würden,

da er sich gefangen nehmen ließ. Ich glaubte ihm alles, es war ja so natürlich. Eines Abends beredete ich sie selbst, wenigstens einmal das Hoffchauspiel zu besuchen, um es doch kennen zu lernen. Ich aber blieb daheim, denn derlei Sachen sind nicht für mich geeignet. Raum war mein Wagen, der sie zum Schauspielhause geführt hatte, zurückgelehrt, als ein zweiter Wagen vor dem Thore anhielt und ein vom Kutschbock steigender Diener meine Dienstleute fragte, ob der Freiherr Belz hier wohne? Ja. Darauf stieg ein alter deutscher Herr, sowie eine junge Dame vom Wagen, kamen beide unverzüglich zu mir. Der alte Herr grüßte und stellte sich mir als Ritter von Rothenburg, Schwiegervater des Freiherrn Belz vor. Ich verstand anfänglich, er sei der Stiefvater des Freiherrn und erwiderte, ich freue mich der Begegnung, da ich der Vater der Gattin des Freiherrn wäre. Bei diesem Worte fiel die mit dem alten Herrn gekommene Dame in Ohnmacht. Es entstand eine große Verwirrung, ein Heidenlärm, der alte Herr fluchte in seiner Sprache, ich in der meinigen, bis wir uns beide darüber klar wurden, daß Belz zwei lebende Frauen habe. Ich ließ sofort anspannen. Den Fremden überließ ich die Wohnung, während ich selbst ins Schauspiel eilte, um meine Tochter und Belz aufzusuchen. Ich sprach sehr ruhig mit ihnen, wir befanden uns ja

in einer Hofloge, die Zuschauerwelt merkte nichts von dem Auftritt, welcher sich zwischen uns dreien abspielte. Herr, sprach ich zu Belz; Ritter von Rothenburg ist mit seiner Tochter angekommen und befindet sich in Ihrer Wohnung. Morgen wird der deutsche Herr in Gemeinschaft mit mir die Klage gegen Sie einleiten. In dieser Börse befinden sich dreitausend Gulden, nehmen Sie die Post und reisen Sie nach Italien; dort ist jetzt Krieg, treten Sie in das Heer ein und suchen Sie einen Anlaß, um ehrenvoll sterben zu können. Hier zuhause harret Ihrer nur das Gefängnis. Wir werden uns niemals wiedersehen. — Dann wandte ich mich zu meiner Tochter, die während dieser furchtbaren Worte nicht in Ohnmacht fiel, wie jene andere Dame, aber desto mehr aufmerkte. — Du aber besteigst sofort den Wagen, der dich unten erwartet; alles ist zusammengepackt, und kehrt zu deiner Mutter heim.“

„Sie ist nicht nachhause gekommen!“ ächzte die Kranke in tödtlicher Angst.

„Ich weiß es. Sie wird auch nicht nachhause kommen. Denn was that sie? Oh, daß ein Weib solcher Liebe fähig ist! Statt nachhause zu eilen, suchte sie einen Hofvermittler auf, theilte ihm den ganzen Fall mit und fragte ihn, welche Folgen derselbe nach sich ziehen könne. Sie erfuhr, daß man Belz zu langjähriger

schmachvoller Gefangenschaft verurteilen würde. Da — da gab dieses unglückselige Geschöpf, nur um jenen Menschen zu retten, ein Zeugnis über sich selbst ab, daß sie niemals die gesetzmäßige Gattin des Freiherrn Zelz — sondern nur — seine Geliebte gewesen sei und sie bloß ihre Eltern damit getäuscht habe, daß eine heimliche Trauung stattgefunden. Das sei niemals wahr gewesen.“

Der alte Edelmann verhüllte mit den Händen sein Gesicht, welches vor den Augen der an den Wänden hängenden Ahnenbilder in heißer Scham erglühte.

„Höre weiter, was hieraus entstand. Die Königin erhielt Kenntniss von der Sache und da bei Hofe streng auf Zucht und Sitte geachtet wird, wurde Zelz von der Anklage der Doppelweiberei freigesprochen und begab sich in die Heimat seiner neuen Gattin. Und Katinka, meine, des alten Esornai Tochter, ward dieses ihres Geständnisses wegen zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt und in ein Haus gesperrt, in welches die ehrlosen Frauenzimmer geworfen werden, die die Sittlichkeit des Volkes untergraben.“

Der alte Mann vermochte seine Thränen nicht länger zurückzudrängen; das Blut der verwundeten Seele floß über sein großes, ehrliches Gesicht und benetzte den schneeweißen Bart.

Der Schmerz machte ihn vergessen, daß die Worte, die er sprach, nicht für Kranke bestimmt seien und hingeworfen von der Flut seines Sammers, schrie er schluchzend auf:

„Meine einzige Tochter im Zuchthause! die Ehre meiner einzigen Tochter in den Kot gezerrt! erbarmungslos verurteilt, weil sie so unendlich liebte und auch ich verurteilt, weil ich nicht besser zu hassen verstand, weil ich nicht auf die Stimme meines Herzens hörte, um sie, als sie vor mir standen und sagten, sie seien Mann und Frau, zur Witwe zu machen, wie dies jeder ehrliche Mann gethan hätte, der nicht solch ein Schurke ist, wie ich es bin! Was kannst du mir jetzt zur Antwort geben, Mutter meiner Tochter? Was soll ich jetzt thun? An wen soll ich mich wenden? Womit soll ich dies nichtigmachen? Wie soll ich dein Kind befreien? Ist es wahr, daß du ihrer geheimen Trauung nicht beigewohnt hast, daß auch du dich hintergehen ließeest? Ist es wahr, daß wir für alle Zeiten vernichtet sind?“

Esornai hielt inne, um die Antwort seines Weibes auf seine Fragen zu vernehmen und blickte sie schweigend an, als sie ihn mit starren, halb geöffneten Augen anstierte. Er gewahrte es nicht, daß er zu einer Toten sprach.

Die Nachricht, die er ihr hinterbracht, hätte genügt, um ein mütterliches Herz zu brechen, selbst wenn es dem Tode nicht so nahe gewesen wäre, wie das ihrige.

Gornai erschauerte erst, als er auf seinen Berzweiflungsschrei eine Antwort erwartend, in der lautlosen Stille gewahrte, daß kein Seufzer seiner Gattin auf seine Worte erwidere.

Er hatte also nicht einmal erfahren, ob seine Tochter inderthat Belz' angetraute Gattin gewesen sei und wer ihnen den kirchlichen Segen erteilt habe. Ach, weshalb hatte er niemals hiernach gefragt, weshalb hatte er seine Bitterkeit stets in sich verschlossen?

\* \* \*

Zwei Jahre hatte Katinka Gornai bereits im Wiener Buchtthause verbracht. Sie hieß dort indessen nicht Katinka Gornai, denn die Unglücklichen, die an diesen traurigen Ort gelangen, lassen ihre Familiennamen an der Schwelle zurück und erhalten statt derselben je eine Nummer. Niemand wußte, wer die Büßende sei und wem sie angehöre. Katinka erhielt die Nummer 101. Ihren Namen und ihre Nummer barg die geheime Urkundensammlung, nicht einmal ihr Vater konnte etwas über sie erfahren.

Während der Strafzeit, die Nummer 101 abzu-  
büßen hatte, mußte sie jeglicher Verbindung mit der  
Außenwelt entsagen; — die vier Wände des Zucht-  
hauses zu verlassen, oder dort einen von außen er-  
haltenen Brief auch nur zu lesen, war jeder streng ver-  
boten.

Ein alter in den Ruhestand versetzter Hauptmann,  
namens Steingruber, war der Aufseher der Anstalt, —  
ein gutherziger, ehrenhafter Deutscher, der das Los der  
unter seiner Aufsicht stehenden unglücklichen Geschöpfe  
voll väterlicher Güte zu mildern trachtete.

Dem guten deutschen Herrn fielen gleich von vorne-  
herein die edle Geduld und die Ergebung in die Leiden  
auf, die dem Gesichte Katinkas den Heiligenschein der  
Märterer verliehen; der tiefe Menschenkenntnis besitzende  
alte Soldat erkannte hierin das unschuldig leidende  
Opfer, von dem er niemals eine Klage, eine Versiche-  
rung seiner Unschuld vernahm, das selbst darnach trach-  
tete, die ungeduldigen Leidensgefährten zu trösten und  
das nach zweijährigem Beisammensein von den Mit-  
gefangenen für einen Engel angesehen wurde.

Dort, in den Kerkermauern ward Steingruber der  
Berurteilten ein zweiter Vater. Er betrachtete sie gar  
nicht als seine Gefangene, sie aß ständig an seinem  
Tische und häufig genug erwähnte der gute Alte, daß,

wenn die zehn Jahre vorüber sein werden und Nummer 101 keine Angehörigen in der Welt draußen habe, sie auch weiterhin bei ihm bleiben und seine Tochter werden solle.

Nummer 101 hielt häufig Vorlesungen in den Kreisen ihrer Gefährtinnen, welchen auch Steingruber als Zuhörer beiwohnte, ja zuweilen traf es sich sogar, daß er vertraute Freunde, alle Kriegsgefährten bei sich bewirtete, wie den Wachtmeister mit dem hölzernen Fuße, den Rittmeister mit dem durch eine Silberplatte geflickten Schädel und den vom Schläge gerührten Obersten. Abends ließ er dann Kaffee kochen und die zerschossenen Soldaten und die namenlosen Mädchen saßen an einem Tisch und plauderten, ja es traf sich sogar zuweilen, daß sie lachten.

Wenn das mitleidige Schicksal dafür sorgte, Rastinla in dem Leidenshause mit seinem Schutze zu umgeben, so trug es andererseits auch dafür Sorge, daß der Mann, für den sie sich geopfert, sich tagtäglich seufzend und trostlos seiner verlassenen Gattin erinnerte.

Wilhelm Belz war sehr unglücklich. Amaliens Verwandte verstanden es sehr gut, ihn fühlen zu lassen, daß er das Gnadenbrot bei ihnen esse. Es war ihnen kein Geheimnis mehr, daß er nichts sein eigen nannte

und sein Geld nur von Esornai erhalten hatte, dessen Tochter jetzt unschuldig statt seiner litt. Alle waren überzeugt davon, daß Katinka seine gesetzliche Gattin war, doch das Familienwappen erheischte es, daß die stolze Ritterfamilie das Liebesopfer der ersten Gattin annehme. Umfomehr mußten sie aber Amaliens Gatten verachten.

Amalie haßte ihn. Und damit Belz von der Nemesis gänzlich ereilt werde, war ihm die zweite Gattin treulos. Konnte er ihr hierüber einen Vorwurf machen? Er, der seine Gattin so bitter täuschen wollte, da sie noch voll und ganz an jedes Wort des Gatten glaubte!

Insbondere liebte Amalie die bei ihrem Geschlechte ungewöhnlichen geräuschvollen Belustigungen, wie alle Arten der Jagd, denen sie sich mit aller Leidenschaftlichkeit hingab. Eines Tages stürzte ihr Pferd bei einer Fuchsjagd mit ihr und sie brach sich das Genick.

Belz wartete nicht einmal, bis Amalie begraben wurde; — Haß und Scham, die ihn hier quälten, Sehnsucht und Kummer, die ihn heimwärts zogen, ließen ihn, sowie er erfuhr, daß er Witwer geworden, keine Stunde länger zögern. Tag und Nacht reiste er, bis er in Wien angekommen, sich der Kaiserin zu Füßen werfen konnte. Er gestand rückhaltlos sein Vergehen

und machte sich, da seine Hand nunmehr frei geworden, anheischig, seinen Fehler zu verbessern; — die Kaiserin möge demnach die Gnade üben, Katinka aus dem Buchthause zu entlassen, wo sie unverschuldet für das Vergehen des Gatten leide.

Die Kaiserin ließ sofort die Nummer, unter welcher Katinka eingetragen war, aus den Geheimurkunden suchen und hierauf Steingruber vor sich beschreiben.

„Erinnern Sie sich an die Haftnerin Nummer 101?“

„Ja kaiserliche Herrin,“ stammelte der Alte, der Furcht hegte, daß ihn jemand bei der Kaiserin verleumdete habe.

„Welche Behandlungsweise ließen Sie ihr zuteil werden?“ fragte die Kaiserin strengen Tones.

Erschrocken fiel der Alte auf die Knie: „Herrin, es ist wahr, daß ich sie nicht mit jener Strenge behandelte, die mir mein Amt zur Pflicht machte; es ist wahr, daß ich sie an meinem Tische essen ließ, selbst wenn ich mich in Gesellschaft meiner alten Freunde befand, doch machte sie sich dies durch ihr Betragen verdient. Gnade, wenn ich gefehlt habe!“

„Du hast nicht gefehlt, stehe auf; Nummer 101 ist unschuldig. Jetzt geh' nachhause, veranstalte ein Mahl bei dir wie sonst, berufe deine alten Freunde zu dir, Nummer 101 aber soll die Kleider anlegen, die ich

ihr senden werde. Alles andere werde ich selbst verfügen. Bis dahin halte reinen Mund.“

Steingruber eilte in das Zuchthaus zurück, kaum vermochte er seine Freude verheimlichen. Häufig mußte er sich die Augen trocken: Nummer 101 ist unschuldig, sie wird entlassen und dann wird er keine Tochter mehr haben.

Noch in derselben Stunde ließ die Kaiserin Esornai auffuchen, der seit dem Unglücke seiner Tochter fortwährend in Wien wohnte und nicht müde ward, die Kaiserin unablässig um Gnade anzufragen. Nun sollte ihm diese Gnade gewährt werden, auch er war zu dem heutigen Abend in dem Zuchthause geladen worden.

Dieser Abend brach an, die gewöhnliche kleine Gesellschaft fand sich in dem Zimmer des Aufsehers zusammen und als alle versammelt waren, hob der alte Steingruber sein Glas in die Höhe und teilte seinen Gästen mit zitternder Stimme mit, daß dies das Abschiedsglas — auf die Entfernung seiner geliebten Tochter sei.

Jedermann blickte ihn fragend an. Statt der Antwort öffnete der alte Herr die Flügelthür des Nebenzimmers und da stand die Königin an der Spitze ihres ganzen Hofstaates, die Königin selbst im kostbarsten Prachtgewand. Sie wollte der unverbient verurteilten Un-

schuld die Genugthuung geben, daß sie sie bei der Hand faßte und zu ihrem auf den Knien liegenden Gatten führte:

„Freifrau Wilhelm Belz, geborene Katinka Esornai! wir erklären hiermit feierlichst, daß du unschuldigerweise gelitten hast und darum geben wir dir den Namen deines gesetzmäßigen Gatten wieder und ernennen dich zugleich zu unserer Hofdame an unserem Hofe.“

So viel Freude ertrug Katinkas Herz nicht; noch hielt die Königin ihre Hand gefaßt, als sie ihr ohnmächtig zu Füßen fiel, — die Hofdamen eilten ihr zu Hilfe, denn wer hätte angesichts eines solchen Edelmutes, einer solchen Opferwilligkeit nicht Teilnahme empfunden? Die Augen der zur Besinnung wiederkehrenden Frau begegneten einem reuigen Gesichte, — jenem Gesichte, welches sie stets geliebt und das sich weinend, Bergehung erflehend, über sie neigte.

Und sie — — reichte dem Träger dieses Gesichtes die Hand und verzieh — — —

\* \* \*

Die Erzählung ist zuende. Diejenigen, die ein solches Ende lieben, mögen nicht weiter lesen.

Die wenigen nachfolgenden Zeilen sind bloß für die bestimmt, denen die Gerechtigkeit höher steht, als Freuden-  
thränen.

Die Königin verließ mit ihren Hofdamen das traurige Haus; Freifrau Belz mußte der Königin folgen, damit die Wiener die wieder wohl beleumdete Frau in dem Wagen ihrer Herrscherin, dieser gegenüber, durch die Straßen sollten rollen sehen und jeder wissen sollte, daß Maria Theresia auch zu belohnen verstand.

Alte und junge Ritter beglückwünschten Belz zu diesem wirksamen Abschluß des Familientrauerspiels; nur ein Mann hatte ihn noch nicht beglückwünscht: Ratinkas Vater.

Dieser stand an der Thüre und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Dann trat auch er zu seinem Schwiegersohne und sprach sehr ruhigen Tones zu ihm:

„Herr Freiherr Belz! Sie haben um die Hand meiner Tochter angehalten, ich verweigerte sie Ihnen, Sie bewogen dieselbe hinterlistigerweise, sich insgeheim mit Ihnen trauen zu lassen. Sie vergaßen meine Tochter, nahmen eine andere zur Frau und als Sie hierüber zur Rechenschaft gezogen wurden, ließen Sie es geschehen, daß die Unschuldige statt Ihrer büßte. Dieser Schlag tötete mein Weib. Sie waren treulos und feige. Sie meinen nun, daß alles vergessen ist, weil Ihnen Ihre Gattin verzieh. Doch ich bin noch da. Ich nannte Sie einen elenden Schurken und will Ihnen Gelegenheit geben, dies zu widerlegen, wenn Sie es imstande sind. Wir sind

einander sehr viel schuldig und wir müssen unsere Schuld begleichen.“

Belz vermochte diese Herausforderung nicht zurückzuweisen; dieselbe erfolgte in Gegenwart zweier Zeugen: des Rittmeisters mit der Silberplatte und Steingrubers. Es blieb nichts weiter übrig, als sich Kampfzeugen zu wählen.

Belz' Kampfgehilfen wählten gerade die Degen, da sie wußten, daß die Kuruzen bloß mit dem krummen Schwerte umzugehen verstehen; — Gornai sagte, ihm bleibe es ganz gleich, selbst wenn auf Mörser gekämpft werden müßte.

Am frühen Morgen des nächsten Tages kamen die Zweikämpfer im Schönbrunner Wäldchen zusammen.

Belz zählte 36, Gornai 63 Jahre; jener war ein junger, leichtblütiger Mann mit sicherem Auge, der in seinem ganzen Leben nichts so fleißig, wie die Fechtkunst geübt hatte; dieser war ein von des Lebens Drangsalen gebrochener Greis, dessen Augen von den insgeheim vergossenen Thränen geschwächt waren und der seit zwanzig Jahren kein Schwert in der Hand gehabt, — —

— — und trotzdem machte der alte Kuruzze seine Tochter Katinka zur Witwe.

Mit durchbohrtem Herzen fand man den Freiherrn im Walde. Das Schlagen war damals streng verboten

und die Zweikämpfer schwiegen ihrer selbst willen. Niemand konnte man erfahren, wer ihn getödet haben mochte. Alle Welt suchte den unbekanntes Rächer unter den beleidigten Männern der Familie Rothenburg.

Und dies ist eine wahre Geschichte und keine Dichtung — — —

---



# Der eßbare Edelstein.

---



Es gibt nur einen eßbaren Edelstein auf der Erde:  
das Salz.

Dies ist der kostbarste Stein der lebenden Welt.

Wenn wir einen Tausch eingehen müßten und man uns sagen würde: entweder dies oder die übrigen! — wir würfen den Demant samt allen Spielarten des Korunds in die Dunkelheit des Erdenraumes zurück und behielten bloß das Salz.

Ohne das Salz gibt es kein Leben.

Das Salz ist der Schmelz auf den Wangen der schönen Frauen, sowie die Kraft in den Muskeln des Mannes. Ohne Salz gibt es keine Liebe, gibt es keinen Kampf. Das Salz ist dasselbe wie die Sonnenstrahlen.

Wenn das Salz von der Erde verschwände, die Menschheit stürbe „Salzhungers.“

Ich will da eine Geschichte erzählen, wie ich sie vor einigen Jahren in der Salzwelt vernommen.

Ich besuchte das Salzbergwerk zu Wieliczka.

Ich weiß sehr gut, daß es dem Leser langweilig sein wird; da wir aber in einer so durchaus nüchternen Welt leben, so bitte ich, sich schon dazu zu entschließen, — vorausgesetzt, daß man die Geschichte erfahren will, — zweihundert in Salz gehauene Stufen mit mir hinabzusteigen, um zu sehen, wie es in der Salzwelt da unten bestellt ist.

Es ist dies ein Feenpalast unter der Erde, in nicht einem, sondern in sechs bis sieben Stockwerken erbaut. Es sind dies die hängenden Gärten der Semiramis, bloß umgekehrt, nicht über, sondern unter einander erbaut, mit Teichen, die über einander hängen, und Bewohnern, die über einander wohnen. Ganz zu oberst die Stadt selbst — im Sonnenlicht — und deren Bewohner, doch unter derselben zweimal sovie Menschen.

Ein Hirtenjunge entdeckte das ganze Salzbergwerk er hieß Wieliczka und sein Name ward verewigt.

Jetzt sind sieben Stollen unter einander in diesen massigen Edelfstein gebohrt, die zusammen eine Tiefe von zweihundertvierzig Metern haben und unter denselben ruht noch die unermessliche Steinmasse, deren Tiefe selbst der geschickteste Brunnenbohrer nicht anzugeben vermag. Dieses von Menschenhänden hergestellte Irgebäude, welches dreizehn Eingänge aufweist, hat eine

Länge von dreitausend dreihundert Metern und eine Breite von zwölfhundert Metern. Ein jeder Teil des Werkes hat einen fürstlichen, einen geschichtlichen Namen: als Erinnerung an ein Land, an eine Geschichte, hundertmal größer als die der ägyptischen Säulenbauten und um wie vieles segensreicher! Der Schatz, den dieses Salzwerk seit seiner ersten Entdeckung an die Oberwelt abgegeben, stellt einen Wert von dreitausend Millionen Gulden dar. Und diese dreitausend Millionen hat Europa aufgeessen, verzubelt, verliebelt, in Kriegen als Blut vergossen. Es war das alles eine Salzmenge im Werte von dreitausend Millionen Gulden!

An der Stelle dieses Salzes befinden sich gegenwärtig riesige Gewirre mit einander kreuzenden Gängen, fabelhaften Höhlenräumen, fürstlichen Thronsälen und Bogenwölbungen wie in einer Kirche. Zu Beginn dieses Jahrhunderts hielt sich Feldherr Suwaroff mit seinem ganzen Heere drei Tage lang in den Höhlungen dieser Salzmine verborgen, wie dies in den Jahrbüchern des Werkes aufgezeichnet ist. Auch von der Anwesenheit der österreichisch-ungarischen Herrscher legen diese Jahrbücher Zeugnis ab. Die Andenken an diese Besuche, wie Saalräumlichkeiten und Spitzsäulen, wie einzelne in die Salzmasse gehauene Feenpaläste mit Säulen und Gebälkträgern, wie Altäre, die mit Flammenengeln be-

setzt sind, und kunstvoll ausgeführten Bildsäulen, die zu Ehren dieser Feste geschnitzt und stets sorgfältig erhalten werden, sind insgesamt aus Salz verfertigt. Wenn diese Gegenstände von rückwärts durch Fackeln erleuchtet werden, so glitzern sie alle, wie die himmlischen Paläste, die der heilige Johannes im Traume gesehen.

In einigen Stollen befindet sich auch ein See, über den leichte Rähne die Besucher befördern und im untersten Stollen, in der Kloskimine ist ein runder Teich vorhanden, von welchem die Sage geht, daß er keinen Grund habe.

Ein alter polnischer Aufseher, der mir die Räumlichkeiten wies und mich als mein Begleiter über Salz- und Holztreppe, auf Rähnen, durch Versenkungen, die mit Büffelhäuten ausgeschlagen, und über alle möglichen und unmöglichen Wege führte, wiederholte mir diese Sage, als wir im Kloskistollen vor der hohen Brustwehr stillestanden und den in dem Minenschachte langsam niedergleitenden brennenden Strohbündeln nachblickten, die die ungeheure Höhlung beleuchteten und sich in der Wasserfläche wiederpiegelten.

„Diese Mine hat keinen Grund.“

Ich wollte dies nicht glauben.

Dieser Stollen ist nach dem Muster der alten Römer gestaltet, wie wir es noch in dem Salzbergwerk

zu Torda sehen können, das heißt, kuppelig wie ein leerer Zuckerhut. Beim Scheine der Fackeln sind die Salzschieften deutlich erkennbar, die nicht in der Weise wie die anderer Gesteine, z. B. Granit oder Schiefer, das heißt senkrecht oder wie ein unordentlich über einander geworfener Bücherhaufen gelagert sind, sondern aufeinander, wie wir dies bei einer entzweigetschnittenen Zwiebel sehen: die Schichten nehmen oben ihren Anfang und senken sich sodann in länglichrunden Kreislinien; auf der anderen Seite kehren dann dieselben Schichten zurück, doch verschwinden die Mittelbogen der untersten Schichten bereits in der vorläufig noch nicht erreichten Tiefe. Der ganze Kuppelsaal scheint graubraun und marmorrot zu sein, während in der Nähe besehen das Ganze wie ein reinweißer, durchsichtiger Krystall leuchtet. Die Wasserfläche in der Tiefe unten ist pechschwarz, wie ein Zauberspiegel.

„Ja, ja, der Grund dieses Wassers ist nicht zu erreichen!“ beharrte mein Führer, der alte Aufseher. „Denn wenn er zu erreichen wäre, hätte man schon längst die schöne Frau aufgefunden, die dort unten liegt.“

„Wie? Eine schöne Frau läge auf dem Grunde dieses Wassers?“

„Gewiß; die schöne Gräfin Starzeczký, die man

noch heute dort unten sucht und deren Gesicht sicherlich noch jetzt genau so aussieht, wie vor hundert Jahren, als sie von hier hinunterstürzte. Das Kreuz da hinter uns gilt dieser traurigen Geschichte.“

In der That war ein riesiges Kreuz in der Salzmauer gebildet und auf dem Duerholze befand sich eine Reihe Buchstaben in Steinschrift, die aber nicht mehr zu entziffern war. Das Salz ist kein guter Denkmalstoff.

Ein weiblicher Name: „Leonore“ war noch lesbar.

„Meine Mutter erzählte mir,“ plauderte der Aufseher weiter, „daß man noch lange Zeit hindurch Versuche gemacht, die schöne Gräfin auf dem Grunde des Wassers aufzufinden, doch vermochte man sie mit keiner Angel zu erreichen. Dann versuchte man auch, mit Hilfe der Taucherglocke hinabzusteigen, doch übt das mit Salz gesättigte Wasser einen so furchtbaren Druck in der Tiefe aus, daß es kein menschliches Wesen auszuhalten vermag. Die Lunge versagt ihre Thätigkeit, aus den Ohren bringt Blut, so daß der Taucher zurückzukehren gezwungen ist.“

„Mich wundert bloß, daß der Leichnam nicht von selbst wieder an die Wasserfläche emporgestiegen, denn das mit Salz gesättigte Wasser läßt ja den menschlichen Körper am wenigsten untersinken.“

„Ja, weil sie am Halse und an den Armen dreißig Pfund Schmucksachen trug, die sie in der Tiefe zurückhalten. Man trachtete ja bloß darum so sehr darnach, sie wieder heraufzuholen, weil man die Menge Gold und Edelsteine gewinnen wollte.“

Die Sache begann mich zu fesseln und ich bat den Aufseher, mir mitzuteilen, was er von der Toten des Salzteiches wisse.

Es sei das eine lange Geschichte, antwortete er, die man hier unten nicht erzählen könne.

„Vielleicht wäre es oben im Wirtshause, bei einer Flasche Rotwein eher möglich?“

Mein Vorschlag wurde angenommen.

„Versuchen Sie aber vorerst den Wiederhall,“ sagte der Alte. „Rufen Sie irgend ein Wort.“

„Pax tecum!“

Dreizehnmal wiederhallten die beiden Worte von den Wänden des Stollens, in welchem ein Flintenschuß wie Kottenfeuer knatterte.

Gegen Abend kam mein Alter an; wir speisten zusammen zunacht; der Wein machte ihn gesprächig und allmählich kam er von der weltberühmten Salzmine auf die Geschichte der schönen Frau zu sprechen.

„Denn Sie müssen wissen, Herr, daß jegliches Unglück auf Erden daherrührt, weil die Frau nicht alles

wissen darf. In Wirklichkeit dürfte die Frau gar nichts wissen, weder schreiben, noch lesen. Der Bäuerin bringt es ohnehin keinen Nutzen und die vornehme Frau kann sich einen Lehrmeister halten. Dieser mag ihr aus solchen Büchern vorlesen, die ihr Beichtvater gutgeheißen und mag für sie Briefe niederschreiben, welche sie ihm vorspricht. — Wenn es durchaus sein muß und wenn ihr Beichtiger die Briefe durchgelesen und gut befunden, so kann sie dieselbe auch wegschicken. Die Frau sollte nur so viel wissen, daß sie ihrem Egeherrn zu gehorchen, sich zierlich zu kleiden, im Hause alles in Ordnung zu halten, das Mittagessen zur rechten Zeit auf den Tisch zu bringen und die Suppe richtig zuzubereiten versteht. Auch soll sie ein wenig die Harfe spielen können, wenn sie eine vornehme Dame, oder die Zither schlagen, wenn sie arm ist; auch sticken, wenn sie reich, und Säcke ausbessern, wenn sie eine Bürgerfrau ist. Außerdem soll sie fleißig zur Kirche gehen und das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und den Psalter auswendig können. Aus der Naturgeschichte soll sie soviel verstehen, als zum Ausbrüten eines Küchleins nötig ist und aus der Scheidekunde soviel, wie die Bereitung der Maiwürste erfordert; Rechenwissenschaft muß sie wissen, um mit ihren Mägden rechnen zu können; Erdbeschreibung, um in die Stadt zum Wochenmarkt zu gehen; Altertums-

kunde mag sie insofern treiben, daß sie die hinterlassenen alten Gewänder ihrer Mutter in Ehren hält und nicht der Mode nachrennt; von dem Kunstgewerbe soll sie den Spinnrocken aus dem Grunde kennen lernen; hat sie Vorliebe für Pflanzenkunde, so steht ihr der Blumen- und Gemüsegarten zudiensten und die Heilswissenschaft hat sie gar nicht zu kümmern, so lange sie jung ist. Denn eine junge Frau darf nicht krank sein oder wenn sie krank ist, ist's nicht schicklich, darüber zu sprechen, denn man kommt gleich auf andere Gedanken; wird sie aber alt, so lernt sie das Quacksalben und Besprechen von selbst. Von den Geheimwissenschaften soll sie das Mittel kennen, durch welches die Schweine fett werden und die Gänse eine große Leber kriegen, ferner auf welche Weise die Haustiere vom Ungeziefer befreit werden. Witterungslehre soll sie soweit treiben, um zu wissen, daß wenn die Spinnen im Freien Netze anlegen, man die große Wäsche in Angriff nehmen kann, denn dann wird es ständig gutes Wetter geben. Was aber die hohe Staatskunst, die Sache der Männer betrifft, so muß sie fein still schweigen."

Dies war im allgemeinen der Entwurf meines Freundes Brantó inbezug auf die Frauen.

„Denn wenn die Frau alles wissen will, so bringt  
Sofai, Blumen des Ostens.

dies bloß Gefahr für sie," fuhr der Alte fort, seine Ansichten dem einzelnen Fall anpassend. „Dies war auch das Unglück der Gräfin Leonora Starzeczyk.“

„Ihr Vater war zu König Kasimirs Zeiten Bergwerksgraf über die Salzminen zu Wieliczka. Er füllte sich da ordentlich den Wanst, denn er war ein sehr geschickter Mann, der umfassende Pläne hatte. Das viele Geld, welches er sich erwarb, steckte er nicht in große Ländereien, die der Mensch, wenn man ihn erschreckt, nicht mit sich ins Nachbarland nehmen kann, sondern er kaufte die kostbarsten Schmucksachen zusammen, deren er weit und breit nur habhaft werden konnte. Er sagte, er thue dies seiner einzigen Tochter zuliebe. Denn Söhne hatte er nicht. Es war aber auch eine Pracht, wenn die schöne Leonora am Sonntag in die Kirche ging; an jedem Tage des Herrn hatte sie andere Goldketten um den Nacken, andere Stirnbänder auf dem Kopfe, andere Knöpfe am Mantel und andere Gürtel um den Leib. Einmal war sie lauter „Funkelstein“, ein andermal wieder lauter „Kasenaugen“, die auch im Dunkeln leuchten. Dann trug sie wieder Rubine so groß, wie der Grund eines Schnapsgläschens. Man sagte, es sei eine Million wert, was der Bergwerksgraf seiner Tochter schenke. Eigentlich aber that er es nicht so sehr seiner Tochter zuliebe, sondern darum, damit er nicht arm wie

eine Kirchenmaus dastehe, wenn er einmal aus irgend einem Grunde das Weite suchen müßte, oder wenn es König Kasimir einmal einfallen sollte zu fragen, weshalb der Bergwerksgraf von Wieliczka stets so viel Geld und er niemals welches habe? Doch paßt für die Königinnen dasselbe, wie für die Frauen im allgemeinen, das heißt, sie dürfen nicht alles wissen. Graf Starzeczy aber ward immer reicher und hatte keinen Sohn, dem er das große Vermögen hätte hinterlassen können. Dafür aber hatte er einen Neffen, namens Bratislaw, gleichfalls ein Starzeczy. Mit diesem wollte er seine Tochter verheiraten, damit das viele Geld in der Familie bleibe. Die nahe Verwandtschaft war zwar ein kleines Hindernis, doch konnte man dasselbe durch die Reinigung Sr. Heiligkeit des Papstes beseitigen, die ja alles gut zu machen vermag. Der große Prediger, der heilige Klinkowström, erklärte uns dies so schön in der letzten großen Fastenpredigt. Rain und Abel, als sie gegenseitig ihre Schwestern freiten, Rain die Schwester Abels Klina und Abel die Schwester Rains Lebuda, schrieben auch zuerst nach Rom um die Erlaubnis und begaben sich erst, nachdem sie die Entpflichtung von dort erhalten hatten, zum Geistlichen. Sonst wären wir ja heute insgesammt ungesegnete Kinder.“

„Na darauf stoßen wir aber an mit einander, da wir es nicht sind.“

Brankó war kein Mann, der sich zweimal nötigen ließ, sondern eher einer, der ohne Nötigung zweimal trank.

„Na — sie heirateten also. Sie paßten auch so gut zu einander. Bratislaw war ein echter, rechter Mazure und Leonore auch ein stattliches Weibsbild. Das junge Ehepaar aber lebte nicht gut mit einander. Die junge Frau wußte schon zuviel. Ihr alter Vater war dumm genug gewesen, ihr eine französische Erzieherin zu halten, statt sie einfach zu den Karmeliterinnen zu geben, und diese Dame hatte den Kopf des jungen Mädchens mit allerlei Thorheiten vollgepfropft. Demzufolge hatte das Ehepaar gleich in den ersten Tagen nach der Hochzeit so manchen Streit. Man behauptet sogar, Bratislaw hätte sein Weib durchgeprügelt. Ist das aber etwas Besonderes? Welches Weib wäre denn noch niemals geprügelt worden? Das ist bei uns schon so Sitte. Der polnische Bauer läßt seine junge Frau nach der Hochzeit nicht einmal sich eher im Hause sehen, als bis er sie durchgeprügelt hat. Ja, die Frau glaubt garnicht daran, daß sie ihr Gatte liebe, wenn er sie nicht geprügelt. Der arme Mann prügelt seine Frau mit dem Peitschenstiel oder mit einer Haselgerte

und der Graf mit einem vergoldeten Zuckerrohr. Nun, kann man sich besseres als Zuckerrohr wünschen?"

„Freilich nicht, denn wenn er sie mit einer Kaffeegerte oder Theegerte prügeln wollte, so wäre das noch schlimmer, da diese mit Stacheln besetzt sind.“

„Nun sehen Sie! Die Prügel hätte die Gräfin noch geduldet, doch erbitterte sie ein anderer Umstand. Noch in der ersten Flitterwoche reiste ihr Gatte in irgend einer Sendung nach Petersburg zu Ponjatomsky, dessen Angelegenheiten schon damals sehr schlecht am Hofe der Czarin Katharina standen. Und richtig! Ponjatomsky kehrte zurück, Bratislaw aber blieb am Hofe der Czarin Katharina, ohne ein Jahr lang einen Fuß nachhause zu setzen. Und Gräfin Leonora hatte aus der Geschichte bereits erfahren, wer diese Czarin Katharina gewesen. Und darob grämte sie sich gar sehr. Wozu lernen Weiber aber auch Geschichte?"

Brankós Ansicht, daß Frauen keine Geschichte lernen sollten, bekräftigte ich noch durch die Bemerkung, daß es zurzeit der Czarin Katharina noch besser gewesen wäre, wenn Frauen keine Geschichte „gemacht“ hätten.

„Das ist wohl war,“ erwiderte der alte Pole kopfnickend. „Das wollte ich auch sagen. Die beiden Kaiserinnen teilten Polen unter sich. Das Salzbergwerk zu Wieliczka, dieser graue Demant, fiel der Kai-

ferin Maria Theresia zu. Von dieser Zeit ab wohnte Graf Bratislaw nicht mehr in Petersburg, sondern in Wien und seit dieser Zeit wandte Gräfin Leonora ihre Augen nicht mehr gen Norden, wenn sie weinte, sondern gen Westen. Närrische Frau! Weshalb weint eine Polin? Unsere Erde ist ohnehin schon salzig genug. Wenn ich eine gnädige Frau wäre und Kummer hätte prügelte ich meine Mägde; mögen die an meiner Stelle weinen; ich aber würde mir die Augen nicht verderben. Außerdem hatte sie auch keinen Grund dazu. Am Hofe zu Wien herrschten nicht solche Sitten, wie an dem zu Petersburg. Ich weiß zwar nicht, ob am Hofe zu Petersburg schlechte Sitten geherrscht, doch schwatzte die Welt damals allerlei durch einander. Das eine aber weiß ich bestimmt, daß man in Wien ungemein auf guten Ruf hielt und die leichtsinnigen Weiber sogar in den Kerker warf. Und Graf Bratislaw wohnte auch nicht darum dort, sondern weil er Bergwerksgraf zu Wieliczka werden wollte. Und wenn er seine Frau nicht mit sich nahm, so that er es bloß aus Sparsamkeit, denn Weiber kosten in der großen Stadt sehr viel. Er aber verausgabte auch so genug. Graf Bratislaw kam bloß nachhause, wenn er von seinem Schwiegervater Geld verlangte, und eilte, sobald er es erhalten, wieder nach Wien zurück. Er erreichte aber auch seinen Zweck.

Als der alte Graf Starzeczy starb, wurde Graf Bratislaw sofort zum Bergwerksgrafen von Wieliczka ernannt. Es ist das ein gesalzenes Amt, ein gar gesalzenes Amt. Wissen Sie, was der Unterschied zwischen dem Wasser und den Taschen des Bergwerksgrafen ist?"

„Gewiß weiß ich es. Mit einer gewissen Menge Salz sättigt sich das Wasser, die Taschen des Bergwerksgrafen sättigen sich aber niemals.“

„Sie haben es wirklich erraten!“ Hören Sie also weiter. — Als sich hier die Nachricht von der Ernennung des Grafen Bratislaw verbreitete, freute sich niemand so sehr darob, wie Gräfin Leonora. Sie dachte sich: nun wird er wohl zuhause bleiben müssen, denn wenn er Minengraf in Wieliczka sein will, muß er auch hier wohnen. Einst kam nun die freudige Kunde, daß die Kaiserin durch Allerhöchst Ihren Besuch unser berühmtes Salzwerk auszeichnen werde. Graf Bratislaw sandte aus Wien einen deutschen Festordner hierher, damit dieser alles Nötige zum Empfange der hohen Frau vorbereiten solle. All dies vernahm Gräfin Leonora mit großer Freude, denn nun werde auch sie der Kaiserin vorgestellt werden, nun werde der Hof auch sie als Frau des Minengrafen sehen. Sie schonte nichts zum Empfange, eiferte die Arbeiter persönlich durch Branntwein und reichen Tagelohn an. Damals schnitzte man innerhalb

zwei Wochen die Altäre mit den Flammenengeln, den Palast und den riesigen Doppeladler an der Decke aus, der, von rückwärts beleuchtet, wie der reinste Krystall funkelt. Als nun alles zum Empfange fertig war, kam Graf Bratislaw gerade einen Tag vor der Ankunft des Hofes an. Gräfin Leonora pries ihm rühmend alle Einzelheiten der Vorbereitungen, und man sah sie leuchtenden Antlitzes am Arme des Gatten durch die hohen Räumlichkeiten schreiten, wobei sie ihm erklärte „Hier wird dies, dort wird jenes stattfinden!“ Das größte Gepränge wird im Saale des großen Wiederhalles vor sich gehen: von oben wird sich durch den Schacht ein großes Leuchtbild mit dem Bildnisse der Kaiserin niedersinken, auf der gegenüberliegenden Wand wird aus farbigen Lampen die Krone und ihr Namenszug gebildet werden; auf dem oberen Stollen werden die hohen Gäste, auf dem unteren die Spielleute Platz nehmen und auf dem Leiche werden niedliche Röhre kreuzen. Sobald sie dann „es lebe die Königin“ ausrufe, was von den Wänden dreizehnmal wiederhallen wird, werden die Spielleute den Krönungsmarsch anstimmen. In den Röhren wird ein prächtiges Feuerwerk angezündet und hundert Brandsteiger und noch mehr farbiges Feuer nach allen Seiten ausspeiende Sonnen werden den unterirdischen Feenpalast erleuchten.

„Das ist alles recht schön!“ billigte Graf Bratislaw. „Setz aber noch ein Wort. Vor allem muß ich dich der Kaiserin vorstellen.“

„Ja gewiß, mein guter Herr.“

„Ich werde dich ihr als Gräfin Leonora Starzeczyk vorstellen.“

„Gewiß, mein guter Herr.“

„Als meine Base.“

„Weshalb, mein guter Herr?“

„Die Kaiserin ist sehr streng in allem, was Sitte und Glauben betrifft, sie duldet keine Ehen zwischen nahen Verwandten, und wenn sie erfahren würde, daß ich meine Base geheiratet habe, würde sie mir sofort die hohe Gnade wieder entziehen, die sie mir jetzt widerfahren ließ. Und darum mußt du mich deinen älteren Vetter nennen.“

„Wenn es sein muß, so thue ich es, mein lieber Vetter.“

„Begreiffst du, worum es sich handelt?“

„Gewiß lieber Vetter!“

„Sie / griff es aber nicht. Die Frauen denken immer schl. ter, als es in Wirklichkeit ist, es ist wohl wahr, daß .e einigen Grund hatte, Schlechtes über den Aufenth. des Grafen Bratislaw in Petersburg zu denken, / ch hatte sie jetzt nicht mit der Czarin Katha-

rina zu thun, von der ich zwar auch nichts Schlechtes weiß, da ich sie als sehr ehrbare alte Frau gesehen habe. Genug an dem, daß die Weiber immer grübeln. Gräfin Leonora verriet nichtsdestoweniger keinerlei Unmut, sie nahm die Sache als ganz natürlich hin und sorgte auch nur darum, am nächsten Tage in aller Pracht auftreten zu können. Sie nahm ihre kostbarsten Schmucksachen hervor, die schweren Goldspitzen hielten ihre Röcke stramm gespannt, ihr Mantel war mit einer schweren Kette und zwei Reihen Edelsteinen besetzt, auf der Stirne hatte sie den hohen polnischen Kopfschmuck, der von massigen Goldreifen umschlossen war, der ihren Leib umschließende Gürtel samt Behänge wog allein fünf Pfund, ihre Arme waren bis zu den Ellenbogen mit den kostbarsten Armbändern geschmückt — man sagte, der Schmuck, den sie angelegt hatte, stellte den Wert von wenigstens einer Million dar. Der ganze Hof staunte sie an. Als Graf Bratislaw die Gräfin Leonora als seine Base vorstellte, sagte man ihm, daß es für eine Jungfrau vielleicht nicht ganz passend sei, so viele Schmucksachen zu tragen. Er entschuldigte dies mit einem Hinweis darauf, daß das in Polen so Sitte sei. Alles lief in Ordnung ab bis zu dem Augenblick, da das Feuerwerk in den Räumen abgebrannt werden sollte. Die hohen Gäste befanden sich bereits auf dem

obersten Stollen, die Spielleute hielten ihre Klanggeräte bereit, die Feuerwerker bliesen ihre Lunten an, damit sie nicht verlöschten; alle erwarteten das vereinbarte Zeichen. Da trat Gräfin Leonora an den Rand des Stollens und stürzte sich mit dem lauten Ruf: „es lebe die Königin!“ aus der Höhe von dreißig Klaftern in die Tiefe. Der Wiederhall wiederholte dreizehnmal, „Es lebe die Königin!“ und wiederholte es noch, als die Wassermassen über der Gräfin bereits zusammengeschlagen waren. Die Spielleute und Feuerwerker, die nur auf ihre eigenen Obliegenheiten geachtet, stimmten den Krönungsmarsch an, entzündeten die Brandsteiger und, während auf dem obersten Stollen verworrenes Geschrei und Unordnung entstand, Frauen in Ohnmacht fielen und Männer nach Hilfe schrien, füllte sich der Krystallsaal mit knatternden, farbigen Feuerkörpern, während in dem leuchtenden Feuerschein die feierlichen Klänge ertönten. — — Gräfin Leonora aber blieb unten auf dem Grunde des tiefen Wassers. Ihre schweren Schmucksachen hielten sie dort gefangen. — Der Hof eilte sofort nach Wien zurück. Die ganze Sache wurde sehr geheim gehalten und man bemühte sich, das Unglück einem Zufalle zuzuschreiben, auch wurde garnicht gestattet, in den Minenbüchern desselben Erwähnung zu thun. Graf Bratislaw blieb Bergwerks-

graf, durfte sich aber nicht mehr nach Wien begeben.

Dies beweist wohl zuregenüge, daß Gräfin Leonora dennoch eine Märrin war. Die größte Dummheit aber, die sie beging, war, daß sie sich nicht mehr auffinden ließ, da sie doch einen ganzen Schatz mit hinuntergenommen hatte. Graf Bratislaw bemühte sich aber auch, ihrer habhaft zu werden. Ein Wiedersehen war ihm plötzlich sehr wünschenswert geworden. Doch stieß er niemals wieder auf sie. Man versuchte, an langen Seilen Anker hinabzulassen, doch brachten dieselben niemals etwas hervor. In dem mit Salz gesättigten Wasser ist es sehr schwer zu erfahren, wann das an das Seil gebundene Lot auf Grund stößt und Taucher können in der Tiefe des Salzwassers den ungeheuren Druck nicht aushalten, die stärksten Lungen versagen dort den Dienst und Taucherglocken kann man ebenso wenig in eine solche Tiefe hinablassen. Lange Zeit wurden die Versuche thatkräftig betrieben, doch alles war umsonst. Einmal aber kam ein Deutscher mit irgend einer teuflischen Kunst, die wie er sagte, mit Blitzen die Tiefe des Wassers erleuchtet. Und inderthat machte er den Teich mit der hinabgelassenen blendend leuchtenden Lampe so durchsichtig, wie wenn das Ganze aus einem Stück Krystall bestände. Man konnte

bis auf den Grund hinabblicken und erfuhr nun auch, weshalb man die verschwundene schöne junge Frau nicht mehr aufzufinden vermochte. Der Grund des Salzsees gliederte von den aus Salz gebildeten Krystallen. Es schien, wie wenn man die Decke einer nach aufwärts gefehrten Tropfsteinhöhle sähe, die Salzkrystalle bildeten ein wildes Durcheinander und formten hier und dort tiefe Höhlen und Vertiefungen. Sicherlich war die schöne Frau in eine derartige Vertiefung gefallen und ist seither von dem ewig schaffenden Salzwasser mit neuen Krystallen bedeckt worden. Wer weiß, wie viele solcher neuer Lagen bereits auf ihr ruhen. Soviel aber ist sicher, daß sie sich auch jetzt noch in dem Gewirr der Salzkrystalle befindet und mit ihr die Schmucksachen im Werte von einer Million. Wenn man sie aber heute ans Tageslicht bringen könnte, so würde man die Frau, das Gold, die Demanten ebenso unverfehrt vorfinden, wie man sie vor siebenzig Jahren gesehen. Jetzt spricht man davon, daß es ein Engländer unternehmen wolle, das Wasser des Teiches mit Hilfe einer mächtigen Dampfpumpe auszupumpen, um den märchenhaften Schatz aus dem Krystallgrabe hervorzuholen. Es wäre der Mühe wohl wert, denn die Frau ist wohl keine Frau mehr, aber das Gold und die Edelsteine sind noch immer Gold und Edelsteine.“

Damit war die Erzählung zuende, etwas länger währte der Wein. Ich dankte für die Geschichte, Brankó für den Wein und damit wünschten wir uns gegenseitig und auch jener Dritten eine gute Nacht.

Das Unternehmen des Engländers aber sollte keinen Erfolg haben. Ein Unglück suchte die Salzwerte zu Wieliczka heim, welches das Reich und die ganze Menschheit fast eines seiner kostbarsten Schätze, des Lagers des eßbaren Edelsteines, beraubte. Süßes Wasser brach in den Minen aus und überschwemmte bald mit unwiderstehlicher Gewalt die Stollen, in denen gearbeitet wurde. Dies gab den Pumpen nunmehr zu thun, kaum vermochte die Macht des Menschen einen kleinen unterirdischen Teich zu überwältigen. Noch jetzt müssen die Pumpen unausgesetzt in Thätigkeit sein.

Die schöne Frau aber baut fortwährend aus den schönen viereckigen Krystallen die durchsichtige Grotte über sich, die sie vor den Menschen verbirgt.



.....  
**Hofbuchdruckerei: Pfeil & Meißner in Gera.**  
.....

PL  
52









OCT 19 1932



